This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

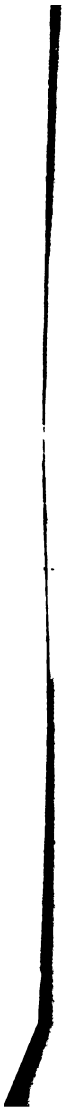
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495667 7



Börne's

Mittheilungen

aus

dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde.

Erster Theil.

Mittheilungen

aus dem

Gebiete der Länder- und Völkerkunde

von

Ludwig Börne.

Erster Theil.

Offenbach,
Bei L. Brunet.
1833.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Elfter Theil.

Offenbach,
Bei L. Brunet.
1833.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
81760
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1919 L

Inhalt.

Erſter Brief . . . . . Seite 1
Zweiter Brief . . . . . — 6
Dritter Brief . . . . . — 11
Vierter Brief . . . . . — 58
Fünfter Brief . . . . . — 70
Sechſter Brief . . . . . — 82
Siebenter Brief 102
Achter Brief . . . . . — 111
Neunter Brief . . . . . — 140
Zehnter Brief . . . . . — 156
Elfter Brief . . . . . — 191

Zwölfter Brief . . . . . Seite 20
Dreizehnter Brief . . . . . — 24
Vierzehnter Brief . . . . . — 25
Fünfzehnter Brief . . . . . — 28

Erſter Brief.

Lüneville, Mittwoch den 21. September 1831.

— Als ich mich Strasburg näherte, ward mir ſehr bange vor Quarantaine und Douane. Es iſt etwas Grünes und Gelbes, Afrikaniſch-Schlangenartiges in dieſen Worten. Ich zitterte vor dem gelben Hauſe auf der Rheininſel, das, wie ich hörte, zum Contumazgefängniſſe beſtimmt iſt, und, wie uranfänglich zum Tempel der Langeweile beſtimmt, verdrüslich und ſchläfrig zwiſchen den Bäumen hervorſah. Es ging aber alles ſehr gut und ſchnell von

Statten. Ich und meine Koffer wurden für gesund und loyal erklärt. Nicht einer wurde aufgemacht, sondern blos etwas oberflächlich im Wagen nachgesehen. Das vorige Mal, da ich mit einer Miethkutsche nach Strasburg kam, wurde mir Alles durchstöbert. Der Douanier fragte mich, ob es mein eigener Wagen wäre und als ich es bejahte, traute er mir. Als wenn nur reiche Leute ehrlich wären! O, ihr armen Seelen habt es doch gar zu schlimm! Wir Diebe, oder Enkel euerer Diebe, fürchten jede Stunde, ihr, von uns Bestohlenen oder Enkel der von uns Bestohlenen, möchtet einmal so klug werden, euer Eigenthum zurückzufordern — welche diebische Gesinnung wir an euch sehr unmoralisch finden; und darum trauen wir euch nicht und passen sehr auf.

Ich verliere immer den Kopf, so oft ich mit einer Polizei oder Douane zu thun habe; denn mir ist sehr gut bekannt, daß mit einem Spitz-

buben niemand größere Aehnlichkeit hat als ein ehrlicher Mann. Als mich der Zöllner fragte, ob ich nichts zu deklariren hätte, antworte ich: rien que quelques paquets de tabac pour ma consomation. Darauf fragte er: votre qualité? Ich verstand, er wollte die Qualität des Tabacks wissen und erwiederte: qualité ordinaire. Er hatte aber nach meinem Stande gefragt. Am Wachthause erkundigte sich der Thorschreiber nach Neuigkeiten bei mir, und als ich von Polen zu erzählen anfing, lief er schnell zurück und holte einen Gensd'armen und noch einen Herren aus der Wachtstube. Letzterer, wahrscheinlich ein Polizeibeamter, forschte mich sehr gründlich nach Neuigkeiten über Polen aus. Ich berichtete Tröstliches, wofür er mir sehr artig dankte. Dieser Herr schien eigens an den Eingang der Stadt beordert worden zu seyn, um die Reisenden, die von Deutschland kommen, auszufragen. Die Regierung mag große Unruhe ha-

ben. Auf meine Bemerkung über die Volksbewegung, welche die Geschichte von Warschau wahrscheinlich in Paris hervorbringen werde, gab mir der Polizeimann recht; doch lächelte er dabei.

In Strasburg sprach ich viele Deutsche und einige französische Patrioten. Sie haben bei zwölf Flaschen Wein sechs Fürsten weggejagt. Den König von Preußen wollte ich beibehalten, ward aber überstimmt. Höflich, wie Sie mich kennen, disputirte ich nicht lange. Mein Plan, den Prinzen von Coburg zum Könige von Deutschland zu machen, fand großen Beifall. Sie werden bald mehr davon hören.

Ich habe Glück mit dem Wetter. Gestern in Strasburg regnete es, ich brauchte es nicht besser. Heute aber ist einer der schönsten Tage, die ich diesen Sommer noch gesehen. Gestern Abend führte mich *** in das Casino, und dann in sein Haus zum Abendessen. Mein

Kritiker, Professor ***, war auch unter den Gästen. In einem zweiten Artikel aus meinen Schriften sind Pariser Sachen übersetzt, unter andern die Erzählung vom Greve-Platz. Ganz vortrefflich. *** las daraus vor. Er fragte mich, was er ferner übersetzen sollte? Ich antwortete: die Wahl sey schwer, es sey alles schön.

Die Vorfälle in Paris werden Sie erfahren haben. Man zweifelt jetzt nicht mehr an der Abdankung des Ministeriums. Ob Frankreich in dieser Stunde ein Königreich ist oder eine Republik, das mag der Himmel wissen. Ich habe heute noch keine Zeitung gelesen.

— Ist Maria noch muthig und beharrlich? (In der Wasserkur.) Auf jeder Post begleite ich die Pferde an die Tränke, und saufe mit ihnen gemeinschaftlich.

Zweiter Brief.

Paris, Dienstag den 27. September 1831.

Schon No. 4! Ach hielten wir nur schon an No. 74, womit unsere vorjährige Correspondenz geendigt! Ihren Brief habe ich gestern erhalten, also erst am sechsten Tage! Hu! Der war schauerlich und roch nach Pest. Sie hätten ihn gewiß nur mit Handschuhen berührt. Er hatte zwölf mit einem Messer gemachte Einschnitte, war so stark in Essig getränkt, daß man ihn auf eine Kopfbeule mit dem schönsten Erfolge hätte legen können, und die Dinte war

von der Schärfe des Essigs ganz aufgelößt. Es war ein schwarzes Meer. Doch konnte ich ihn deutlich lesen.

In Wien soll die Cholera schrecklich wüthen, auch unter den höhern Ständen. Sie ist dort ganz jakobinisch und ruft: à bas les aristocrates! Das hat man von keinem andern Orte gehört und an dieser Bösartigkeit mag wohl die bekannte Schlemmerei der Wiener Schuld seyn. Zwar wird sie die Furcht mäßig gemacht haben; aber die Mäßigkeit eines Wiener Magenmenschen ist immer noch eine halbe Indigestion. Auch gestehen sie dort selbst, daß ihre Krankenanstalten noch nicht vollendet gewesen, als sie von der Cholera überrascht worden. Ich aber bin überzeugt, daß die verdammte Scheu der Oestreichischen Regierung vor jeder Oeffentlichkeit, die Cholera in Wien verheerender gemacht hat als sonst überall. Der Oestreichische Beobachter, den ich erst gestern gelesen, erzählt kein

Wort von der Cholera. Der Tod, w
Leben iſt dort ein Staatsgeheimniß.

* * * iſt auch noch hier, in Bade
er ſo kränklich, hier iſt er ganz geſund
fragte mich nach meinen Damen.
ſein leidenſchaftlicher Wunſch mit ſeiner
lie hier wohnen zu können. Paris gefäl
ungemein, aber, wie mir, mehr das
liche Leben; Geſellſchaften beſucht er
Von den Franzoſen in politiſcher Beziehr
er die ſchlechteſte Meinung bekommen
von der Oppoſitions-Parthei. Sie wär
wie vernagelt, und von dem Auslande,
ders von deutſchen Verhältniſſen, hät
nicht die gemeinſten Schülerkenntniſſe.

Ein Italieniſcher Sänger Rubini i
hier; der ſoll ein Wunder ſein, Alle, die
ſten Kenner, ſind entzückt von ihm.
Malibran iſt noch abweſend. Inzwiſch
die Paſta, die viel verlohren haben ſoll

Rollen übernommen. Die Devrient ist dies Winter am italienischen Theater engagirt. Meie Beer's Oper kömmt bald zur Aufführung. O Pfui! was krieche ich da auf dem Papie herum, wie eine Abendblatt = Laus!

Ich denke immer noch daran ein Jou nal herauszugeben und von Neujahr damit a zufangen; bis dahin aber den Stoff vorzub reiten. Ich will auch suchen in die Kunst ei zudringen, die mir bis jetzt fremd war. I muß auf ein ruhiges Asyl für meinen Ge bedacht seyn; denn aus dem Gebiete der P litik, wie ich vorhersehe, werden wir Deutsc bald vertrieben werden.

Das Wetter wird alle Tage schöner. E stern habe ich bei * * * in Passy gegesse Er wohnt am Bois de Boulogne, in eine schön gelegenen Hause, das eine herrliche Au sicht auf Stadt und Land hat. Ueber d Thüre ist ein Italienischer Namen eingehau

der eines Arztes, dem vor dreihun
Franz I. dies Haus geſchenkt. In
lichen Hauſe wohnte vor ſechszig Ja
lin, und der erſte (bekanntlich v
fundene) Blitzableiter, den Paris b
de auf dies Haus geſetzt.

Dritter Brief.

Paris, Samstag den 8. October 1831.

Nun, schmeckt Ihnen Frankfurt? Ich denke wie Kamillenthee. Nicht gerade erst jetzt wegen dieser Choleriſchen Zeit; mir hat es immer so geſchmeckt. Eine Apotheke — alles getrocknet, alles zerſtoßen, alles in Büchſen und Schachteln. Nichts friſch, nichts ganz, nichts frei. Und der vornehme Moſchus-Geruch, den der Bundestag zu uns gebracht, der macht einem gar übel. Iſt noch nichts verordnet wie viele Juden an der Cholera ſterben

ſollen? Wie viele Einheimiſche, wie viel Fremde? Geht es nach der Anciennität der Leibſchmerzen oder wird nach Gunſt verfahren?

Was es mir in dieſer Peſt- und Kriegeszeit für Verdruß macht, daß ich ſo wenige Naturkenntniſſe habe, kann ich Ihnen nicht genug klagen, und nie verzeihe ich es Ihnen, daß Sie mich ſo ſchlecht erzogen haben. Eigentlich bin ich ganz auf die Natur angewieſen, ich habe einen unbeſchränkten Kredit bei ihr und ſie hat noch alle meine Forderungen bewilligt. Ich bin ein gebohrener Naturphiloſoph. Ich habe von meiner früheſten Jugend an Gott und Menſchheit vom Standpunkte der Natur betrachtet; die Religion war mir das All-Element, die Geſchichte eine Art höherer Magnetismus; Geiſt und Materie unterſchied ich nie; der Geiſt war mir eine unſichtbare Materie, die Materie ein unſichtbarer Geiſt. Dieſer Naturglaube gab mir eine gemeinſchaft-

liche Regel, gemeinschaftliches Maas und Gewicht für Alles. Darum setzte mich nie etwas in Verwirrung; darum verwunderte ich mich nie über etwas. Komete, Peste, Kriege, Revolutionen und Erdbeben, wußte ich immer in die natürlichsten Verbindungen zu bringen, und wenn mir die Anmaßung der unwissenden Menschen, die das Alles für Aberglauben erklären, nicht lächerlich erscheint, so habe ich diese Nachsicht eben auch meiner Natur-Philosophie zu danken, die mich lehrt, daß Dummheit und Menschendünkel Elemente sind, wie andere. Nun habe ich zwar ein glückliches Ahndungsvermögen, das mich Blinden auf den rechten Weg führt; aber den Weg kenne ich nicht, und ich weiß weder Andern noch mir selbst zu beweisen, wovon ich doch so fest überzeugt bin. Und daran sind Sie schuld.

Ein Aufsatz über die Cholera, den die allgemeine Zeitung in den letzten Tagen enthielt,

hat mich von meiner Unwiſſenheit in den Naturwiſſenſchaften recht betrübt überzeugt. Der Verfaſſer hat ganz meine Anſicht, daß die epidemiſchen Krankheiten der Menſchen mit den Krankheiten der Erde zuſammenhingen. Nur ſpricht er von feuerſpeienden Bergen, von Erdbeben, Elektrizität, ungewöhnlicher Abweichung der Magnetnadel und andern Dingen, die ich wenig verſtehe und was Sie mir in Ihrem nächſten Briefe, wie ich hoffe, all erklären werden. Der Verfaſſer kommt zu dem Reſultate: daß die Cholera höchſtens in ſehr gelinder Art, vielleicht aber gar nicht weiter nach dem weſtlichen Europa vordringen würde. Er meint, die unterdeſſen ſtattgehabten Erdbeben und Ausbrüche der Vulkane, ſo wie die Entſtehung neuer vulkaniſcher Inſeln bei Sicilien hätten dieſen Theil der kranken Erde geheilt. Wir werden ſehen. Ich möchte den Vorſchlag machen, Kamillen- und Pfeffermünzthee, ſtatt ihn

den Menſchen einzugeben, lieber der Erde ſell einzugießen, indem man große Löcher hinei gräbt; und um die ganze Erde in der G gend des Aequators eine Flanellbinde zu l gen, ſie vor Erkältung zu ſchützen. Da würde die Cholera aufhören. Was ſagen S dazu?

— Die Juden ſind dümmer wie Vie wenn ſie ſich einreden, bei entſtehender Rev lution würden ſie von den Regierungen g ſchützt werden. Nein, man würde ſie de Volkshaſſe aufopfern; die Regierungen wü den ſuchen ſich um dieſen Preis von der R volution loszukaufen. Wenn man in Indi die gräuliche Boaſchlange erlegen will, ja man ihr einen Ochſen entgegen; den frißt ganz auf und dann, wenn ſie ſich nicht me bewegen kann, tödtet man ſie. Die Jud werden die Ochſen ſeyn, die man der Rev lution in den Rachen führt, und wenn ſie ſ

licht auf mein Journal abbonniren mag ihnen Gott gnädig seyn.

Gestern Abend war * * * bei mir, um Abschied zu nehmen. Er reist heute zurück. Es giebt nichts komischeres als die Verzweiflung dieses Mannes, wieder in den deutschen Kerker eingesperrt zu werden, und nicht in Paris bleiben zu können. Mich beneidet er wie einen Gott. Mit * * * ist es das Nehmliche. Vor einigen Tagen sprach ich von seiner baldigen Abreise mit ihm; darüber ward er ganz wild und fast boshaft, und bat mich um Gotteswillen, doch von dieser Sache nicht zu sprechen.

List hat ein sehr gutes Büchelchen in französischer Sprache, über Eisenbahnen hier drucken lassen. Es soll sich eine Aktiengesellschaft bilden, welche Eisenbahnen von Paris nach Havre und Strasburg führen, so daß man in zwölf Stunden von hier nach Str

burg wird reiſen können, und weiter nach Frankfurt gezogen in achtzehn Stunden dorthin. Wenn ich Morgens von hier abreiſte, könnte ich Abends Thee bei Ihnen trinken und den andern Abend wieder hier ſeyn. Welch ein reizender Gedanke! Heine ſagt zwar, es ſei eine ſchreckliche Vorſtellung, in zwölf Stunden ſchon in Deutſchland ſeyn zu können. Dieſe Eiſenbahnen ſind nun meine und Liſt's Schwärmereien, wegen ihrer ungeheuern politiſchen Folgen. Allem Despotismus wäre dadurch der Hals gebrochen, Kriege ganz unmöglich. Frankreich, wie jedes andere Land könnte dann die größten Armeen innerhalb vier und zwanzig Stunden von einem Ende des Reichs zum andern führen. Dadurch würde der Krieg nur eine Art Ueberrumpelung im Schachſpiel, und gar nicht mehr auszuführen.

Ich freue mich, daß Sie jetzt wegen der Cholera beruhigter ſind. Aber ich mußte laut

auflachen, als Sie mir Vorwürfe machten, ich hätte Ihnen die Angſt eingeredet. Das wäre Waſſer in den Main tragen. Merkur, der Gott der Beredtſamkeit, wenn er ein paar Bouteillen Champagner getrunken hat und beſonders begeiſtert iſt, könnte Ihnen vielleicht eine Furcht ausreden; aber einreden — das vermag kein Gott; da iſt alles ſo vollgepfropft, daß nicht für die kleinſte Furcht mehr Platz iſt. Ich kann mir wirklich nicht anders erklären wie Sie die Cholerafurcht in Ihrem Angſtmagazin haben unterbringen können, als daß ich annehme, Sie haben vorher andere Aengſte herausgeworfen. Sehen Sie, das nennt man in der Aeſthetik ſatyriſche Schreibart! Verlaſſen Sie ſich darauf, daß unſer Profeſſor Oertel mit ſeiner Waſſerkur gegen Cholera Recht hat. Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt. Ich habe geſtern wieder zwei neue Hefte von Oertels Waſſer-Bibel bekommen, worin

ſchöne Beiſpiele vorkommen. Unter andern: Vor kurzem ſtarb in Anſpach eine alte Jungfer von 97 Jahren. Die Todtenweiber, die mit dieſem armen alten Hunde keine Umſtände machen wollten, wuſchen ſie, ſtatt wie üblich mit warmen, mit kaltem Waſſer. Davon wachte die Jungfer aus dem Scheintode wieder auf und lebte noch drei Tage.

Ein Baron von Maltitz, ſeit kurzem hier, hat mich vorgeſtern beſucht. Es iſt der Schriftſteller, deſſen Buch Gelaſius der graue Wanderer ich kritiſirt, und der mir in irgend einer Zeitung dafür gemüthlich gedankt, und mich dabei: Alter Börne! angeredet hat. Seine Schriften machen Glück und werden viel gekauft. Vor mehreren Jahren ließ er in Berlin ein Schauſpiel der alte Student (es iſt gedruckt) aufführen. Das Stück enthielt Anſpielungen auf die frühere Unabhängigkeit Polens. Dieſe wurden bei der Aufführung

von jungen polnischen Studenten gehörig ge
deutet und mit Enthusiasmus beklatscht. Zu
Strafe wurde Maltitz, obzwar sein Stück di
Censur passirt hatte, und er ein gebohrene
Preuße ist, aus dem Lande verbannt. In de
letzten Zeit schrieb er ein episches Gedicht Polo
nia, was sehr viel gelesen wird. Selbst i
Paris wurden 200 Exemplare verkauft.

Goethes Tagebuch, von dem ich Ihne
neulich geschrieben, habe ich nun geendigt. E
eine dürre leblose Seele giebt es auf der Wel
nicht mehr, und nichts ist bewundernswürdige
als die Naivität, mit welcher er seine Gefühl
losigkeit an den hellen Tag bringt. Das Bu
ist eine wahre Bibel des Unglaubens. Ich ha
be beim Lesen einige Stellen ausgezogen, u
ich lege das Blatt hier bei. Viele Bemerk
gen hierüber waren gar nicht nöthig; Goet
klarer Text macht die Noten überflüssig. U
solche Consuln hat sich das deutsche Volk

wählt! Goethe — der angstvoller als eine Maus, beim leiseſten Geräuſche ſich in die Erde hineinwühlt, und Luft, Licht, Freiheit, ja des Lebens Breite, wonach ſich ſelbſt die todtgeſchaffenen Steine ſehnen — alles, alles hingiebt, um nur in ſeinem Loche ungeſtört am geſtohlenen Speckfaden knuppern zu können — und Schiller, der edler aber gleich muthlos, ſich vor Tyrannei hinter Wolkendunſt verſteckt, und oben bei den Göttern vergebens um Hülfe fleht, und von der Sonne geblendet die Erde nicht mehr ſieht, und die Menſchen vergißt, denen er Rettung bringen wollte. Und ſo — ohne Führer, ohne Vormund, ohne Rechtsfreund, ohne Beſchützer — wird das unglückliche Land eine Beute der Könige und das Volk der Spott der Völker.

— Fragen Sie mich ſo oft Sie wollen nach dem Straßenkothe; aber fragen Sie mich nie nach der franzöſiſchen Politik. Es iſt ein gar

zu schmutziges Ding. Voriges Jahr sagte ich: Der König ist verlohren; jetzt sage ich: Frankreich ist verlohren. Wenn nicht der Senator * * * oder sonst so ein frankfurter Philister, besser Frankreich regierte als das Ministerium, will ich ein Schurke seyn. Gelobt wird auch die Regierung von allen fremden Kabinetten wie ein Kind, das sich artig aufgeführt. — Es ist eine Schmach! und stolz sind sie auf dieses Lob — es ist Wahnsinn. — Der König wohnt jetzt in den Tuillerien. Er wollte es sich bequem machen, er ist jetzt dem Place Louis XV. etwas näher, als im Palais Royal.

In Berlin ist ein junger Referendarius zu einjähriger Festungsstrafe verurtheilt worden, weil er mehrere Artikel, die im Messager über die preußische Regierung gestanden, ins Deutsche übersetzt und einigen Freunden zu lesen gegeben hatte. Das Urtheil lautet: „weil er versucht,

Mißvergnügen gegen die Regierung zu erregen.“ Jetzt iſt es ſogar ein Verbrechen, wenn Einem die Regierung kein Vergnügen macht! Da müßte man die Regierungen zuerſt einſperren, denn dieſe verbreiten am meiſten Mißvergnügen gegen ſich ſelbſt. Alles gehet zurück, theure Freundin. Der Jammer iſt nur, daß wir nicht mit zurückgehen, und wieder jung und dumm werden. Adieu, ich gehe in's Louvre. Ich ſtudiere jetzt Gemälde und Thiere. Vorgeſtern im Jardin des Plantes war ich ganz verlohren in dem Anblicken der herrlichen Löwen. Der Eine hat ein junges Hündchen zum Zeitvertreibe in ſeinem Käfig. Der Löwe ſchlief, das arme Hündchen ſaß in dem entfernteſten Winkel, betrachtete den Löwen mit unverwandten Blicken, rührte ſich nicht und ſah betrübt aber unterwürfig aus. Es war ein rührendes Bild der Willenloſigkeit, wie der Löwe ein ſchreckliches der Willkühr. Ich wünſchte Löwe oder Hündchen

zu ſeyn; aber ſo in der Mitte ſtehen, den des Löwens und die Schwäche des Hün — das iſt die Langeweile.

Tag- und Jahrs-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1789 bis 1806.

(Goethes Werke 31ster Band.)

„Der Geist nähert sich der wirklichen, wahrhaften Natur, durch Gelegenheits-Gedichte." — Wie Einen Gelegenheits-Gedichte zur wahrhaften Natur führen können, begreife ich nicht, Goethe müßte denn auch die Liebe zu den Gelegenheiten rechnen — was ihm leicht zuzutrauen ist. Aber wer ein so wetterwendisches Herz hat, daß ihn die Gelegenheit leicht in ihre Kreise fortzieht, wenn die Gelegenheit das Herz nicht bricht, der

hat die Dichtkunst gefunden, gestohlen, erworben vielleicht mit seiner Händearbeit, geschenkt wurde sie ihm nie.

1789.

Kaum hatte sich Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien in die Weimarischen Verhältnisse wieder eingesponnen, als die Revolution losbrach. „Schon im Jahre 1785 „hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprech„lichen Eindruck auf mich gemacht. In dem „unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsab„grunde, der sich hier eröffnete, erschienen „mir die gräulichsten Folgen gespensterhaft, de„ren Erscheinung ich geraumere Zeit nicht los„werden konnte; wobei ich mich so seltsam be„nahm, daß Freunde, unter denen ich mich „eben auf dem Lande aufhielt, als die erste „Nachricht hievon zu uns gelangte, mir nur „spät, als die Revolution längst ausgebrochen

„war, gestanden, daß ich ihnen damals wie „wahnsinnig vorgekommen sei. Ich verfolgte „den Prozeß mit großer Aufmerksamkeit, be„mühete mich in Sicilien um Nachrichten von „Cagliostro und seiner Familie, und verwan„delte zuletzt, nach gewohnter Weise, um alte „Betrachtungen los zu werden, das ganze „Ereigniß unter dem Titel: der Groß„Cophta, in eine Oper, wozu der Gegen„stand vielleicht besser als zu einem Schau„spiele getaugt hätte.“ Die Ausbrüche der Revolution zu einer Oper begeistert! Wer jedes Gefühl, sobald es ihm Schmerzen verursacht, gleich ausziehen läßt wie einen hohlen Zahn, den wird freilich nichts in seinem Schlafe stören; aber mit Gefühllosigkeit, mit einer hohlen Seele, ist der Schlaf doch etwas zu theuer bezahlt!

O welch' ein Klein-Cophta! Statt in der Hofgeschichte eine Weltgeschichte zu sehen,

sieht er in der Weltgeschichte eine Hofg
schichte. Und wie ihn seine Philister-Ehr
furcht vor den Großen wie blind und taub
so auch stumm gemacht. Den Cardinal Ro
han verwandelt er in einen Domherrn. Di
Königin in eine unvermählte Dame! Es i
gar kein Sinn in dieser Geschichte, so darg
stellt. Aber Cagliostro! Es ist nicht z
leugnen, daß ihn Goethe mit Freundschaft b
handelt. Es war Dankbarkeit. Einem m
ralischen Gourmand wie Goethe mußte Cag
liostro's Lehre, die er im höchsten Grade se
ner Mysterien, nach langer, langer Prüfung
endlich dem Eingeweiheten offenbarte — di
Lehre: — „Was du willst, das die Mensche
„für dich thun sollen, das thue für sie nicht
— diese Lehre des Anti-Christs mußte wol
einem Goethe munden.

1790.

Kehrte mit der Fürstin Amalie von seiner zweiten Reise in Italien zurück. „Kaum „nach Hause gelangt, ward ich nach Schlesien „beordert, wo eine bewaffnete Stellung zweyer „großen Mächte den Congreß von Reichenbach begünstigte. Erst gaben Cantonierungs„quartiere Gelegenheit zu einigen Epigram„men... In Breslau hingegen, wo ein „soldatischer Hof und zugleich der Adel einer „der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, „wo man die schönsten Regimenter ununter„brochen marschiren und manövriren sah, be„schäftigte mich unaufhörlich, so widerlich es „auch klingen mag, die vergleichende Ana„tomie, weßhalb mitten in der bewegtesten „Welt ich als Einsiedler in mir selbst abge„schlossen lebte. Dieser Theil des Naturstu„diums war sonderbarlich angeregt worden.

„Als ich nehmlich auf den Dünen des L
„welche die venezianischen Lagunen von
„adriatischen Meere sondern, mich oftmals
„ging, fand ich einen so glücklich geborst
„Schafschädel, der mir... jene große fr
„von mir erkannte Wahrheit: die sämmtli
„Schädelknochen seyen aus verwandelten
„belknochen entstanden, abermals bethätigte.

Was? Göthe ein reich begabter Me
ein Dichter; damals in den schönsten Ja
des Lebens, wo der Jüngling neben
Manne steht, wo der Baum der Erkenn
zugleich mit Blüthen und mit Früchten p
get — er war im Kriegsrathe, er war
Lager der Titanen, da, wo vor vierzig
ren der zwar freche, doch erhabene Ka
der Könige gegen die Völker begann —
zu nichts begeisterte ihn dieses Schauspiel,
keiner Liebe, zu keinem Hasse, zu keinem
bete, zu keiner Verwünschung, zu gar ni

trieb es ihn an, als zu einigen Stachelgedichten, so werthlos, nach seiner eigenen Schätzung, daß er sie nicht einmal aufbewahrte, sie dem Leser mitzutheilen? Und als die prächtigsten Regimenter, die schönsten Officiere an ihm vorüberzogen, da — gleich der jungen blassen Frau eines alten Mannes — bot sich seinem Beobachtungsgeiste kein anderer, kein besserer Stoff der Betrachtung dar, als die vergleichende Anatomie? Und als er in Venedig am Ufer des Meeres lustwandelte — Venedig, ein gebautes Mährchen aus Tausend und einer Nacht; wo alles tönt und funkelt: Natur und Kunst, Mensch und Staat, Vergangenheit und Gegenwart, Freiheit und Herrschaft; wo selbst Tyrannei und Mord nur wie Ketten in einer schauerlichen Ballade klirren; die Seufzer-Brücke, die Zehen-Männer; es sind Scenen aus dem fabelhaften Tartarus — Venedig, wohin ich sehnsuchtsvolle Blicke

wende, doch nicht wage ihm nahe zu kommen, denn die Schlange österreichische Polizei liegt davor gelagert, und schreckt mich mit giftigen Augen zurück — dort, die Sonne war untergegangen, das Abendroth überflutete Meer und Land, und die Purpurwellen des Lichtes schlugen über den felsigen Mann und verklärten den ewig Grauen — und vielleicht kam Werthers Geist über ihn, und dann fühlte er, daß er noch ein Herz habe, daß es eine Menschheit gebe um ihn, einen Gott über ihm, und dann erschrak er wohl über den Schlag seines Herzens, entsetzte sich über den Geist seiner gestorbenen Jugend; die Haare standen ihm zu Berge, und da, in seiner Todesangst, „nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen loszuwerden" — — verkroch er sich in einen geborstenen Schafs-Schädel und hielt sich da versteckt, bis wieder Nacht und Kühle

über sein Herz gekommen! Und den Mann soll ich verehren? Den soll ich lieben? Eher werfe ich mich vor Fitzli-Putzli in den Staub; eher will ich Dalai-Lama's Speichel kosten. Hätte Deutschland, ja hätte die ganze Welt nur zwei Dichter, nur zwei Brunnen, ohne die das Herz verschmachten müßte in der Sandwüste des Lebens — nur Kotzebue und Goethe — Tausendmal lieber labte ich meinen Durst mit Kotzebue's warmer Thränen-Suppe, die mich doch wenigstens schwitzen macht, als mit Goethe's gefrorenem Weine, der nur in den Kopf steigt, und dort hinauf alles Leben pumpt.

1792.

„In der Mitte des Sommers ward ich „abermals ins Feld berufen, dießmal zu ern„steren Scenen. Ich eilte über Frankfurt,

„Mainz, Trier und Luxemburg nach Longu
„welches ich den 28. August (Goethe's G
„burtstag — das vergißt er nie) ſchon ei
„genommen fand; von da zog ich mit b
„Valmy, ſo wie auch zurück bis Trier; ſ
„dann, um die unendliche Verwirrung d
„Heerſtraße zu vermeiden, die Moſel hina
„nach Koblenz, Mannheim. Naturerfahrun
„gen ſchlangen ſich, für den Aufmerkſame
„durch die bewegten Kriegsereigniſſe. Einig
„Theile von Fiſchers phiſikaliſchen Wörte
„buche begleiteten mich; manche Langeweil
„ſtockende Tage betrog ich durch fortgeſet
„chromatiſche Arbeiten..." Kein Wort übe
die Kriegsereigniſſe! Intereſſirt ihn auch d
Politik nicht, konnte ihn doch als Dichte
und Beobachter das Kriegsleben, dem es a
beliebter plaſtiſcher Dickleibigkeit gewiß nic
fehlt, Stoff zu Wahrnehmungen und küns
leriſchen Darſtellungen geben. Aber die eh

rechtsvolle Scheu, von höchsten und allerhöchsten Personen und ihren höchsten und allerhöchsten Dummheiten zu reden, läßt ihn noch nach vierzig Jahren verstummen.

1793.

Während der Blockade von Mainz, der er bis zum Ende der Belagerung beiwohnte, beschäftigte er sich mit Reineke Fuchs und übte sich im Hexameter. Warum sagt er nicht, was er zu jener Zeit so oft im Hauptquartier gemacht? Hat er vielleicht an der Abfassung des berühmten Manifests des Herzogs von Braunschweig Theil gehabt? Auch mehr er fort am Rhein unter freiem Himmel die Farbenlehre zu treiben.

„Und so hielt ich, für meine Person wenigstens, mich immer fest an diese Studien, wie an einem Balken im Schiffbruch; denn

„ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar
„persönlich das fürchterliche Zusammenbrech
„aller Verhältnisse erlebet.“

„Einem thätigen, productiven Geiste,
„nem wahrhaft vaterländisch gesinnten,
„einheimische Literatur befördernden Ma
„wird man es zu Gute halten, wenn ihn
„Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne
„die mindeste Ahndung zu ihm sprach,
„denn besseres, so nur anderes daraus er
„gen solle. Man wird ihm beistimmen, w
„es ihn verdrießt, daß dergleichen Unfluch
„sich nach Deutschland erstrecken, (die fran
„sische Revolution eine verbrießliche
„schichte!) und verirrte, so unwürdige
„sonen das Heft ergriffen. In diesem
„ne war der Bürgergeneral geschrie
„ingleichen die Aufgeregten entworfen,
„dann die Unterhaltungen der Aus
„wanderten.“

Der Bürgergeneral ward gegen Ende von
793 in Weimar aufgeführt, „aber die Ur-
ilder dieser lustigen Gespenster waren zu
rchtbar, als daß nicht selbst die Scheinbil-
er hätten beängstigen sollen."

Nun wahrhaftig, die in Weimar müssen
erhört schwache Nerven gehabt haben, wenn
dies Scheinbild der französischen Revolu-
n, das Goethe im erwähnten Lustspiele dar-
lt, in Angst versetzt hat. Ich glaube es
r nimmermehr. Sie werden sich wohl bei
Aufführung jener Possen eben so gelang-
lt haben, als ich es beim Lesen gethan,
dem ich so eben fertig geworden; und
ethe schrieb das Gähnen statt der Lange-
le den Vapeurs zu. Des Bürgergene-
ls großer Inhalt ist folgender: Gevatter
hnaps, ein Dorfbarbier, ließ sich weiß-
chen: Zu den Jacobinern in Paris, welche
gescheide Leute in allen Ländern aufsuch-

ten, an ſich zögen und benutzten, wäre ſein Ruf erſchollen, und ſeit einem halben Jahre gäben ſie ſich alle erdenkliche Mühe, ihn für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen. Man kenne in Paris ſeinen Verſtand und ſeine Geſchicklichkeit. Ein Spaßvogel, der ſich für einen Abgeſandten der Jacobiner ausgiebt, ernennt den Barbier zum Bürgergeneral und beauftragt ihn, in ſeinem Dorfe die Revolution anzufangen. Man giebt ihm eine Freiheitsmütze, Säbel, Uniform und einen falſchen Schnurrbart. Die ganze Freiheits-Komödie geht aber darauf hinaus, den Bauer Martin um einen Topf Milch zu prellen. Und in dieſe alberne Milchſuppengeſchichte wollte Goethe den Weimaranern einen Abſcheu vor der franzöſiſchen Revolution einbrocken! Und die Weimarer ſollen wirklich Krämpfe davon bekommen haben! Es iſt nicht möglich.

Noch lächerlicher ist das Lustspiel die Aufgeregten. Auch in diesem dramatischen Bilde wollte Goethe die Gräuel der französischen Revolution darstellen, um die Deutschen vor Freiheitsschwindel zu bewahren. Nun lese man die Folgen, welche das unglückselige Revolutionsfieber in einem Dörfchen gehabt. Erste Folge. Louise sagt: Ich habe vergangenen Winter ein Paar Strümpfe mehr gestrickt, weil ihr Vater, der Barbier, ihr Nuße dazu gegeben, da er wegen der Zeitungen später nach Hause gekommen. Zweite Folge. Das Kind der Gräfin fällt sich ein Loch in den Kopf, weil sein Hofmeister, der die Zeitungen las, nicht auf dasselbe Acht gegeben. Und das ist Alles! Die Berliner freilich werden manches in diesem Drama sehen, was einem kurzsichtigen Süddeutschen entgeht. Sie haben einen Herschelschen Göthoskop — wir nur unsere Augen.

1794.

„Man sendete mir aus dem südlichen und „westlichen Deutschland Schatzkästchen, Spar„thaler, Kostbarkeiten mancher Art, zum treuen „Aufbewahren, die mich als Zeugniß großen „Zutrauens erfreuten, während sie mir als „Beweise einer beängstigten Nation traurig vor „Augen standen."

Guter Gott, welche Gewichte sind es, die den zentnerschweren Haß Goethes gegen die französische Revolution bildeten! Seine liebe Mutter in Frankfurt hatte ein bequemes Haus mit schönen Möbeln, mit wohlversorgtem Keller, mit Büchern, Kupferstichen und Landkarten. Durch die Feindseligkeiten der Franzosen beängstigt, wollte die Mutter ihren Besitz veräußern, sich eine Wohnung miethen; aber eben wegen der unruhigen Zeiten wurden unvortheilhafte Kaufanträge gemacht; das Berathen

mit Freunden und Näklern war von unendlicher Verdrüßlichkeit. Und das der Schmerz eines Dichters! Ist der ein Mann des Jahrhunderts, der mit solchem Herzen einen Eintagsfliege die Welt umfaßt?

Er erzählt, wie er sich über Fichte's Lehrweise in Jena entsetzte, daran verbrannte, wie Fichte sich in seinen Schriften nicht genug gehörig über die mißtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt habe." Wie „uns dessen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge über die man sattsam besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von allen beschwerende Anregungen zugezogen."

1795.

Mit Kapellmeister Reichardt zerfiel er, mit dem er, „ungeachtet seiner bot- und zudringlichen Natur, in Rücksicht seines bedeutenden „Talents in gutem Vernehmen gestanden; er

„war der Erste, der mit Ernst und Thätigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins „Allgemeine förderte .... ohnehin lag es in „meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit „unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie „mir es nur nicht gar zu arg machen, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches „Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen und „aufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und „zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein, „für allemal am Bestehenden fest, an dessen „Verbesserung, Belebung und Richtung zum „Sinnigen, Verständigen, ich mein Lebenlang „bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und „kannte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen."

Goethe wie alle Grenz-Menschen das Stadtthor seiner Welt, sie schließend, vertheidigend. Die Gemeinde erweitert sich, das Thor wird niedergerissen oder überbauet und dient zum Durchgange wie früher zur Abwehr.

„Reichardt war von der musikalischen Seite „unser Freund, von der politischen unser Widersacher, daher sich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltsam an den Tag kam.“

Ich kannte Reichardt etwas. Er war ein Preuße, das heißt ein Windbeutel. Wo er sich befand, entstand gleich ein Luftzug, selbst in verschlossensten Zimmern. Er hatte bewegliche Gefühle, doch er schlief, man konnte ihn herbeiziehen und wegschieben. Er stand nicht, gleich Goethe, wie eine Mauer im Leben da, die, wenn auch mit Obstspalieren bedeckt und verziert, doch unbeweglich, undurchsichtig bleibt, uns die Aussicht versteckt, und uns zu einem

Umwege nöthigt, so oft wir in Gottes freie Welt gehen oder sehen wollen. Und mein ist Gottes. Er gesteht, er habe Reichardt lieb gehabt, so lang er ihm nützlich gewesen, indem er durch Compositionen seiner Lieder diese verbreiten half; den Reichardt außer Diensten aber habe er gehaßt. Das ist sachdenklich!

1799.

Entwurf der natürlichen Tochter. „In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich so manches Jahr über französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte.“ Ich will diese natürliche Tochter, dieses vieljährige Werk geziemenden Ernstes wieder einmal lesen; aber jetzt nicht, nicht in diesen ruhen Herbsttagen. Im nächsten Sommer, im Juli, in den Tagen, wo man Gefrornes liebt.

1800.

„Der Propyläen drittes und letztes Stück ward bei erschwerter Fortsetzung gegeben. Wie sich bösartige Menschen diesem Unternehmen entgegengestellt, sollte wohl zum Troste unserer Enkel, denen es auch nicht besser gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden.“

Nun, warum bezeichnet er es nicht näher? Warum? Darauf ist leicht die Antwort gegeben. Goethe besann sich, daß etwas zum Troste der Enkel zu sagen, wie jede Menschenfreundlichkeit, nebulistischer Natur und eines so realen Mannes, wie er, ganz unwürdig sey.

1802.

Goethes Gesinnung über Preßfreiheit spricht sich hier gelegentlich aus. Schlegels Jon kam zur Aufführung und schon am Abende der Vor-

ſtellung trat „ein Oppoſitions-Verſuch unbe-
„ſcheiden hervor; in den Zwiſchenacten flüſterte
„man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn
„die freilich etwas bedenkliche Stellung der
„Mutter erwünſchten Anlaß gab. Ein ſowohl
„den Autor als die Intendanz angreifender Auf-
„ſatz war in das Mode-Journal projectirt,
„aber ernſt und kräftig zurückgewieſen; denn es
„war noch nicht Grundſatz, daß in demſelbigen
„Staat, in derſelbigen Stadt es irgend einem
„Glied erlaubt ſey, das zu zerſtören, was an-
„dere kurz vorher aufgebauet hatten.“

1803.

Nichts lächerlicheres, als bald der ernſte dürre Ton, bald die breite kunſtſchmauſende Behaglichkeit, mit welchen Goethe in dieſem ſeinen Büchelchen über das kleinſtädtiſche Hof- und bürgerliche Stadtbauweſen in Weimar ſich

so oft auslässt. Was der Kunstfreund an solcher Puppen-Architektur so Exquickliches finden mochte, daß er noch nach vielen Jahren sich damit beschäftigt, wäre ganz unerklärlich, wenn man Goethes Charakter nicht kennte. Des Lebens Behaglichkeit war ihm das Leben selbst. Darum ist ihm nichts klein, was diesen Kreis berührte, darum ist ihm alles klein, was von diesem Kreise ablag.

1 8 0 5.

Und in diesem Büchelchen auch, wie in den größten und bedeutendsten Werken Goethes, trat mir was mich immer beleidigt, halb lächerlich, halb ärgerlich entgegen. Zuvörderst die holländische Reinlichkeit des Styls, die jeden Zimmerboden mit gekräuselten Sande bedeckt, und oft die Bäume vor den Häusern mit Oelfarbe anstreicht. Dann die aufgenöthigte Ruhe, das Bleigewicht, das Goethe an jede Empfindung,

jeden Gedanken ſeiner Leſer hängt. Endlich die tyranniſche Ordnung, die Geiſt und Herz nach dem Takte eines Melzel'ſchen Metronomen ſich bewegen heißt.

1806.

Man dachte daran, Oehlenſchlägers Tragödie Hakon Jarl auf die Weimariſche Bühne zu bringen, und ſchon war alles dazu vorbereitet. „Allein ſpäterhin ſchien es bedenklich, zu einer Zeit, da mit Kronen im Ernſt geſpielt wurde, mit dieſer heiligen Zierde ſich ſcherzhaft zu gebärden."

Denkwürdigkeiten, die Goethe von dieſem wichtigen Tage bemerkt. Am 30. Januar der Geburtstag unſerer Großherzogin, und wie das Trompeter-Chor eines Preußiſchen Regiments in dem Theater Proben ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit gegeben. — Theater-Repertoir — geſchenkte Zeichnungen

und andere Kunstnachrichten. — Vollständiges Verzeichniß der von Goethe durch Gefälligkeit erworbenen Kunstgegenstände. — Reise nach Carlsbad und dort genossene Kupfersammlungen. Farbenlehre. Bei jeder Gefahr hält Goethe ein Prisma vor die Augen, um jene nicht zu sehen, und sonderbar genug versteckt er sich vor dem Lichte hinter Farben. — In Carlsbad: „Fürst „Reuß XIII., der mir immer ein gnädiger „Herr gewesen, befand sich daselbst, und war „geneigt, mir mit diplomatischer Gewandtheit „das Unheil zu entfalten, das unsern Zustand „bedrohte. — Mineralien."

„Ueber eine pädagogisch-militairische An„stalt bei der französischen Armee gab uns „ein trefflicher aus Baiern kommender Geistli„cher genaue Nachricht. Es werde nehmlich „von Offizieren und Unteroffizieren am Sonn„tage eine Art von Katechisation gehalten, wor„in der Soldat über seine Pflichten sowohl

„war der Erste, der mit Ernst und Thätig„keit meine lyrischen Arbeiten durch Musik und „Allgemeine förderte .... ohnehin lag es in „meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit „unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie „mir es nur nicht gar zu arg machen, als„dann aber meist mit Ungestüm ein solches „Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Rei„chardt mit Wuth und Ingrimm in die Revo„lution geworfen; ich aber, die gräulichen und „unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig auf„gelösten Zustände mit Augen schauend und „zugleich ein ähnliches Gehenntreiben im Va„terlande durch und durch blickend, hielt ein„für allemal am Bestehenden fest, an dessen „Verbesserung, Belebung und Richtung zum „Sinnigen, Verständigen, ich mein Lebenlang „bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und „kannte und wollte diese Gesinnung nicht ver„hehlen."

Goethe wie alle Grenz-Menschen das Stadtthor seiner Welt, sie schließend, vertheidigend. Die Gemeinde erweitert sich, das Thor wird niedergerissen oder überbauet und dient zum Durchgange wie früher zur Abwehr.

„Reichardt war von der musikalischen Seite „unser Freund, von der politischen unser Widersacher, daher sich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltsam an den Tag kam.“

Ich kannte Reichardt etwas. Er war ein Preuße, das heißt ein Windbeutel. Wo er sich befand, entstand gleich ein Luftzug, selbst im verschlossensten Zimmer. Er hatte bewegliche Gefühle, doch er fühlte; man konnte ihn herbeiziehen und wegschieben. Er stand nicht, gleich Goethe, wie eine Mauer im Leben da, die, wenn auch mit Obstspalieren bedeckt und verziert, doch unbeweglich, undurchsichtig bleibt, uns die Aussicht versteckt, und uns zu einem

Umwege nöthigt, so oft wir in Gottes
Welt gehen oder sehen wollen. Und mit
Gnaden. Er gesteht, er habe Reichardt lieb
habe, so lang er ihm nützlich gewesen, in
er durch Compositionen seiner Lieder diese
breiten half; den Reichardt außer Diensten
habe er gehaßt. Das ist sachdenklich!

1799.

Entwurf der natürlichen Tochter.
dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, w
ich alles, was ich so manches Jahr über f
zösische Revolution und deren Folgen geschri
und gedacht, mit geziemendem Ernste nied
legen hoffte." Ich will diese natürliche Toc
dieses vieljährige Werk geziemenden Er
wieder einmal lesen; aber jetzt nicht, nich
diesen rauhen Herbsttagen. Im nächsten S
mer, im Juli, in den Tagen, wo man
frornes liebt.

1800.

„Der Propyläen drittes und letztes Stück ward bei erschwerter Fortsetzung gegeben. Wie ich bösartige Menschen diesem Unternehmen entgegengestellt, sollte wohl zum Troste unserer Enkel, denen es auch nicht besser gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden."

Nun, warum bezeichnet er es nicht näher? Warum? Darauf ist leicht die Antwort gegeben. Goethe besann sich, daß etwas zum Troste der Enkel zu sagen, wie jede Menschenfreundlichkeit, nebulistischer Natur und eines so realen Mannes, wie er, ganz unwürdig sey.

1802.

Goethes Gesinnung über Preßfreiheit spricht sich hier gelegentlich aus. Schlegels Jon kam zur Aufführung und schon am Abende der Vor-

ſtellung trat „ein Oppoſitions-Verſuch unbe-
„ſcheiden hervor; in den Zwiſchenacten flüſterte
„man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn
„die freilich etwas bedenkliche Stellung der
„Mutter erwünſchten Anlaß gab. Ein ſowohl
„den Autor als die Intendanz angreifender Auf-
„ſatz war in das Mode-Journal projectirt,
„aber ernſt und kräftig zurückgewieſen; denn es
„war noch nicht Grundſatz, daß in demſelbigen
„Staat, in derſelbigen Stadt es irgend einem
„Glied erlaubt ſey, das zu zerſtören, was an-
„dere kurz vorher aufgebauet hatten."

1803.

Nichts lächerlicheres, als bald der ernſte dürre Ton, bald die breite kunſtſchmauſende Behaglichkeit, mit welchen Goethe in dieſem ſeinen Büchelchen über das kleinſtädtiſche Hof- und bürgerliche Stadtbauweſen in Weimar ſich

so oft auslässt. Was der Kunstfreund an solcher Puppen-Architektur so Exquickliches finden mochte, daß er noch nach vielen Jahren sich damit beschäftigt, wäre ganz unerklärlich, wenn man Goethes Charakter nicht kennte. Des Lebens Behaglichkeit war ihm das Leben selbst. Darum ist ihm nichts klein, was diesen Kreis berührte, darum ist ihm alles klein, was von diesem Kreise ablag.

1805.

Und in diesem Büchelchen auch, wie in den größten und bedeutendsten Werken Goethes, trat mir was mich immer beleidigt, halb lächerlich, halb ärgerlich entgegen. Zuvörderst die holländische Reinlichkeit des Styls, die jeden Zimmerboden mit gekräuselten Sande bedeckt, und oft die Bäume vor den Häusern mit Oelfarbe anstreicht. Dann die aufgenöthigte Ruhe, das Bleigewicht, das Goethe an jede Empfindung,

jeden Gedanken ſeiner Leſer hängt. Endlich die tyranniſche Ordnung, die Geiſt und Herz nach dem Takte eines Melzel'ſchen Metronomen ſich bewegen heißt.

1806.

Man dachte daran, Oehlenſchlägers Tragödie Hakon Jarl auf die Weimariſche Bühne zu bringen, und ſchon war alles dazu vorbereitet. „Allein ſpäterhin ſchien es bedenklich, zu einer Zeit, da mit Kronen im Ernſt geſpielt wurde, mit dieſer heiligen Zierde ſich ſcherzhaft zu gebärden."

Denkwürdigkeiten, die Goethe von dieſem wichtigen Tage bemerkt. Am 30. Januar der Geburtstag unſerer Großherzogin, und wie das Trompeter-Chor eines Preußiſchen Regiments in dem Theater Proben ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit gegeben. — Theater-Repertoir — geſchenkte Zeichnungen

Und als beim Herankommen des Ungewitters Jedermann ängſtlich einen Schlupfwinkel ſuchte, rief Goethe, als man eben die erſten Lerchen ſpeiſte, aus: „Nun, wenn der Himmel einfällt, ſo werden ihrer viele gefangen werden.“ —

1807.

Schrieb in Carlsbad eine kleine mineralogiſche Abhandlung. „Ehe der kleine Aufſatz „nun abgedruckt werden konnte, mußte die „Billigung der obern Prager Behörde eingeholt „werden, und ſo hatte ich das Vergnügen, auf „einem meiner Manuſcripte das visa der Pra„ger Cenſur zu erblicken.“

In Carlsbad erwieß ihm die Fürſtin Solms „ein gnädiges Wohlwollen.“

1808.

Bekennt, daß er ſeit einigen Jahren keine Zeitungen geleſen. Nach

Carlsbad aber nahm er die Jahrgänge 1805 bis 1807 der allgemeinen Zeitung mit, ein Blatt, das er wegen seiner klugen Redaktation noch leiden mag.

Schrieb ein Gedicht „zu Ehren und Freuden der Frau Erbprinzessin von Hessen-Cassel."

1810.

„Die Gegenwart der Kaiserin von Oesterreich Majestät in Carlsbad, rief gleich angenehme Pflichten hervor, und manches andere kleine Gedicht entwickelte sich im Stillen."

1811.

Er und andere gingen nach Wehnditz, einem Dorfe bei Carlsbad, und tranken Ungarwein. „Man trug sich über eine solche Wallfahrt mit folgender Anekdote: „Drey bejahrte Männer gingen nach Wehnditz zum Weine!

Obrist Otto, alt . . .	87 Jahr
Reimschneider Müller .	84 —
Ein Erfurter . . .	82 —
	253 Jahre.

Sie zechten wacker, und nur der letzte zeigte beim Nachhausegehen einige Spuren von Bespitzung; die beiden andern griffen dem Jüngern unter die Arme, und brachten ihn glücklich zurück in seine Wohnung."

1 8 1 3.

Durch die Kriegsereignisse geängstigt suchte er Ruhe, indem er sich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reiche widmete.

„Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit „meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in „der politischen Welt irgend ein ungeheures „Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich ei„gensinnig auf das entfernteste."

Unter den kleinen Bemerkungen über Ereigniſſe des Tages findet ſich: „Die F willigen betragen ſich unartig und nehmen n für ſich ein.“

1 8 1 6.

Man verzeiht Goethe faſt die kindiſche A regung, in welche ihn jeder Widerſpruch ſei Farbenlehre verſetzt, weil er doch da eim aus ſeinem engen Egoismus, wenn auch verbotenem Wege, heraustritt, weil ihn t da einmal das Urtheil der Menſchen kümm „Profeſſor Pfaff ſandte mir ſein Werk ge die Farbenlehre, nach einer den Deutſchen gebohrenen unartigen Zudringlichkeit.“ I kann doch den Deutſchen wahrlich ihr ärg Feind nicht nachſagen, daß ſie unartig zudri lich wären. Nur zu ſchüchtern und artig ſ ſie! Goethe legte das Buch ungeleſen Seite!

„Goethe war vergnügt und wie in Baumwolle gehüllt, als ihn ein Donner aufschreckte. „Ein solcher innerer Friede ward durch den „äußern Frieden der Welt begünstigt, als nach „ausgesprochener Preßfreiheit die Ankündigung „der Isis erschien, und jeder wohldenkende „Weltkenner die leicht zu berechnenden weitern „Folgen mit Schrecken und Bedauern voraus„sah.“

1817.

„Ein Symbol der Souverainität ward uns „Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der „Großherzog von Thorn dem Fürsten von Thurn „und Taxis, in seinem Abgeordneten, mit dem „Postregal belieh, wobei wir sämmtlichen „Diener in gestemendem Schmuck, nach „Rangsgebühr erschienen.“

„Zu jener Zeit studirten in Jena und Leip„zig viele junge Griechen. Der Wunsch, sich

„besonders deutsche Bildung anzueignen, war „bei ihnen höchst lebhaft, so wie das Verlan„gen, allen solchen Gewinn dereinst zur Auf„klärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu ver„wenden. Ihr Fleiß glich ihrem Bestreben; „nur war zu bemerken, daß sie, was den „Hauptsinn des Lebens betraf, mehr von Wor„ten als von klaren Begriffen regiert werden!“

„Papadopulos, der mich in Jena öfters „besuchte, rühmte mir einst im jugendlichen „Enthusiasmus den Lehrvortrag seines philoso„phischen Meisters. Es klingt, rief er aus, „so herrlich, wenn der vortreffliche Mann von „Tugend, Freiheit und Vaterland „spricht. Als ich mich aber erkundigte, was „denn dieser vortreffliche Lehrer eigentlich von „Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, „erhielt ich zur Antwort: Das könne er so „eigentlich nicht sagen; aber Wort und Ton „klängen ihm stets vor der Seele nach: Tu-

„gend, Freiheit und Vaterland.“ Gott welch ein Spott! Die Griechen haben es wohl gezeigt, was sie darunter verstehen, wenn auch der edle Jüngling Tugend, Freiheit und Vaterland nach Goethes dürrer Weise nicht zu schematisiren verstand.

„Hierauf ward mir das unerwartete Glück „Ihro des Großfürsten Nicolaus und Gemahlin Alexanders Kaiserliche Hoheit, im Gebiete „unserer gnädigsten Herrschaften bei mir in „Haus und Garten zu verehren. Der Frau „Großfürstin Kaiserliche Hoheit vergönnten eine „gedruckte Zeilen in das zierlich prächtige „Album verehrend einzuzeichnen.“ Das schrieb er in seinem 17ten Jahre. Welche Jugendkraft!

Vierter Brief.

Paris, den 13. October 1831.

Diese Woche war wieder sehr reich an Begebenheiten: die Verwerfung der Reform-Bill in England, und die abgeschaffte Erblichkeit der Pairs in Frankreich. Dort hat die Aristokratie gesiegt, hier hat sie eine Niederlage erlitten. Es ist eine Compensation und es wird dabei für die gute Sache nichts gewonnen, und nichts verlohren. Der Sieg des Adels in England kann dort eine Revolution und die Volksherrschaft zur Folge haben; dagegen kann die

Abschaffung der Erblichkeit der Pairs in Frankreich wieder zum Absolutismus führen. Wenn es noch eines Anlasses bedürfte, den Haß der großen Mächte gegen Frankreich zu entflammen, so ist er jetzt durch Herabwürdigung der französischen Aristokratie gefunden. Die Familie Von in Oesterreich und Preußen wird ihre Verwandtschaft rächen. In Deutschland nimmt alles so eine schlechte Wendung, wie ich es vorher gesehen. Die Badische Kammer ist dem Preußischen Mauthsysteme beigetreten, das heißt, es hat sich der preußischen Politik unterworfen. Und alle Deputirten, die ich diesen Sommer in Carlsruhe gesprochen, haben doch gegen diese verderbliche Allianz mit Preußen wie gegen Gift geeifert. Welche Menschen! Mit ihrer Preßfreiheit ist es auch nichts. Ein in Carlsruhe erscheinendes französisches Blatt, ob es zwar unter Censur stand, ist auf Antrag des Bundestags unterdrückt worden. Ich habe mit der

Hoffnung auch alle Mäßigung aufgegeben. Ich werde künftig über Politik nicht mehr ſchreiben, wie ich es bis jetzt gethan. Mäßigung wird ja doch nur für Schwäche angeſehen, die zum Uebermuthe, und Rechtlichkeit für Dummheit, die zum Betruge auffordert. In dem erſten Artikel meines projektirten Journals trete ich mit einer trotzigen Kriegserklärung hervor. Ich ſage unter andern: „In frühern Zeiten hatten wir „die friedliche Wage in unſrem Schilde geführt. „Glühendes Gefühl, unſere Liebe und unſern „Zorn, unſere Hoffnung und unſere Furcht, den „wilden Sturm des Herzens — alles brachten „wir unter Maaß, und brachten Ordnung in „jede Leidenſchaft. Zwar wurden die Machtha„ber immer von uns verwünſcht, weil ſie trotzig „behaupten, das Glück und die Freiheit der „Welt ſey ihr Eigenthum und von ihrem guten „Willen, von ihrer eigenen Schätzung hinge es „ab, wie viel ſie den Völkern davon zurückhal-

„ten, davon überlaſſen, und welchen Preis ſie „dafür verlangen mögen. Aber wir dachten: „es ſey! mit Krämern muß man feilſchen; da „iſt Gold, da iſt die Wage. Aber ſie ſtrichen „das Geld ein, und warfen höhniſch das „Schwert in die Schaale. Wollt Ihr's ſo? „Nun es ſey auch. Schwert gegen Schwert.... „Denn ſeit wir geſehen, daß der jüngſte König „um die Gunſt der älteſten Tyrannen buhlt, „und die älteſten Tyrannen ſelbſt den Raub „einer Krone lächelnd verzeihen, wird nur zu„gleich mit der Krone die Freiheit auch geraubt „— ſeitdem hoffen wir nichts mehr von fried„licher Ausgleichung. Die Gewalt muß ent„ſcheiden. Beſiegen könnt Ihr uns, aber täu„ſchen nicht mehr." Ich werde das Journal die Glocke nennen.

Das Wetter hier macht einem ganz verwirrt. Im October zwanzig Grad Wärme! Vielleicht hat der Himmel beſchloſſen, daß ſich

die Fürsten noch diesen Herbst die Hälse brechen. Man fürchtet Unruhen in England. Nach gestern angekommenen Nachrichten hat das Volk in der Provinz das Landhaus eines Pairs abgebrannt, der gegen die Reform gestimmt. Wellington soll sein Haus verrammelt haben. Wenn es in England Revolution giebt, werden die Alliirten über Frankreich herfallen, wovon sie bis jetzt nur die Furcht vor England abgehalten.

Ich war vor einigen Tagen zum Erstenmale im neuen Theater des Palais-Royal, wo einige ganz allerliebste Stücke mich sehr unterhalten, und mir das saure Blut etwas versüßt haben; besonders that das ein Vaudeville: Le Tailleur et la Feé, ou Les chansons de Bèrenger. Berangers Großvater, ein armer Schneider, sitzt und näht. Neben ihm in der Wiege flennt der künftige Dichter, der eben auf die Welt gekommen. Die herbeigeru-

sene Amme erscheint, verwandelt sich in eine Fee, und zwar in die Gestalt der Göttin der Freiheit, den Spieß in der Hand, die rothe Mütze auf dem Kopfe. Sie gelobt dem alten Schneider, seinen Enkel das schönste Lebensloos zu schenken, ihn zum Freiheitsdichter zu machen. Jetzt erscheinen, von dem Zauberstabe der Fee herbeigerufen, die Hauptlieder Beranger's, unter allegorischen Personen. Zuletzt wird seine Büste bekränzt. Es ist eine vollkommene Apotheose.

Beranger's Herkunft und Geburt sind im Vaudeville historisch dargestellt. In seinem Liede Le Tailleur et la Fée, erzählt der Dichter:

Dans ce Paris plein d'or et de misère,
En l'an de christ mil sept cent quatre vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand père,
Moi nouveau né, sachez ce qu'il m'advint.

Rien ne prédit la gloire d'un Orphée
A mon berceau, qui n'était pas de lieu
Mais mon grand père, accourant à mes
Me vit soudain dans les bras d'une Fé
Et cette Fée avec de gais refrains,
Calmait le cri de mes premiers chagrin

Es iſt etwas, das die heutige fran Regierung lauter verdammt, als die Mi der Getäuſchten; ſchwärzer färbt, als all gesblätter der Unzufriedenen: — Ber hat ſeit der letzten Revolution ein einziges Lied geſungen. Gl den erſten Tagen machte ihm die böſe Ah deſſen, was kommen werde, das Herz bald darauf die Erfüllung der ſchlimmſte ſorgniß die Zunge ſchwer. Selbſt die Ho mochte ihm nicht geblieben ſeyn, die ihr unter dem Drucke der Zeiten, da die Bourbons herrſchten, zu Wein- Liebes- heits- und Spottliedern begeiſtern ko

Die neuen Machthaber warfen auch nach Beranger ihre goldene Angel aus; doch er ließ ſich nicht ködern und ſchwieg, und dieſes ſtumme Lied ſchalt lauter gegen die Tyrannei, als es irgend eines ſeiner frühern Lieder gethan.

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich anfange mich mit der bildenden Kunſt zu beſchäftigen, und wie ernſt es mir damit iſt, habe ich neulich an meinem erſten Beſuche im Muſeum ſelbſt erprobt. Ich habe zum erſtenmale in meinem Leben alles ſo bedächtig, ſo genau betrachtet, daß ich nach zwei Stunden nicht über das erſte Zimmer hinausgekommen, obzwar wenig Bedeutendes und Erfreuliches an Kunſtwerken darin aufbewahrt wird. Es iſt etwas, meinen alten Geiſt aufzufriſchen, ihm einen neuen Standpunkt für alte Betrachtungen zu verſchaffen. Das Licht wird mir mit der Zeit wohl aufgehen, und ich mache mich jetzt ſchon über mich ſelbſt luſtig, wie ich mich einmal ſpäter

Rien ne prédit la gloire d'un Orphée
A mon berceau, qui n'était pas de fleurs;
Mais mon grand père, accourant à mes pleurs,
Me vit soudain dans les bras d'une Fée.
Et cette Fée avec de gais refrains,
Calmait le cri de mes premiers chagrins.

Es iſt etwas, das die heutige franzöſiſche Regierung lauter verdammt, als die Millionen der Getäuſchten; ſchwärzer färbt, als alle Tagesblätter der Unzufriedenen: — Beranger hat ſeit der letzten Revolution nicht ein einziges Lied geſungen. Gleich in den erſten Tagen machte ihm die böſe Ahndung deſſen, was kommen werde, das Herz, und bald darauf die Erfüllung der ſchlimmſten Beſorgniß die Zunge ſchwer. Selbſt die Hoffnung mochte ihm nicht geblieben ſeyn, die ihm doch unter dem Drucke der Zeiten, da die ältern Bourbons herrſchten, zu Wein- Liebes- Freiheits- und Spottliedern begeiſtern konnten.

Die neuen Machthaber warfen auch nach Be-
anger ihre goldene Angel aus; doch er ließ ſich
icht ködern und ſchwieg, und dieſes ſtumme
ied ſchalt lauter gegen die Tyrannei, als es
gend eines ſeiner frühern Lieder gethan.

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich an-
inge mich mit der bildenden Kunſt zu beſchäf-
gen, und wie ernſt es mir damit iſt, habe ich
ulich an meinem erſten Beſuche im Muſeum
lbſt erprobt. Ich habe zum erſtenmale in mei-
m Leben alles ſo bedächtig, ſo genau betrach-
t, daß ich nach zwei Stunden nicht über das
ſte Zimmer hinausgekommen, obzwar wenig
edeutendes und Erfreuliches an Kunſtwerken
rin aufbewahrt wird. Es iſt etwas, meinen
:en Geiſt aufzufriſchen, ihm einen neuen
tandpunkt für alte Betrachtungen zu verſchaf-
t. Das Licht wird mir mit der Zeit wohl
fgehen, und ich mache mich jetzt ſchon über
ch ſelbſt luſtig, wie ich mich einmal ſpäter

öffentlich über Kunst werde vernehmen lassen. Freilich fehlt mir etwas, was zum vollkommenen Verständniß der Kunstwerke ganz unentbehrlich ist, nehmlich die Technik. Aber ich werde diese Unwissenheit, wie manche andere, schon durch rothe, grüne und gelbe Worte zu bedecken wissen.

— Die Gnade des Kaisers von Rußland gegen die unglücklichen Polen steht in voller Blüthe. In Warschau sind schon funfzehnhundert Personen eingekerkert worden, und alle Flüchtlinge werden mit Steckbriefen verfolgt, wozu der gute Schwiegervater behülflich ist. Wird denn die Zeit niemals kommen, daß sich die Völker auch verschwägern und einander in der Noth beistehen?

— Der Baron *** aus Wien, dessen ich schon erwähnt, sagte mir, in Wien wäre kein gebildet Haus, in dem man nicht meine Schriften hätte. Voriges Jahr war er in der Schweiz

und blieb vier ganze Wochen oben auf dem Rigi. Ich fragte ihn: ob er Gesellschaft bei sich gehabt? Er erwiederte: „Ich war in Ihrer Gesellschaft dort.“ Er hatte nehmlich meine Werke bei sich. Eigentlich habe ich die Wiener gern. Sie lesen weniger, besonders Journale, und haben darum keinen verschlemmten, abgenutzten Geist. Wenn sie Verstand haben ist er selbstständiger, origineller als der der Nordländer. Dabei sind sie gutmüthig und sind ganz glücklich, wenn man ihren Kaiser lobt.

Freitag den 14. October.

Auf den Boulevards und was noch wunderlicher iſt, auf dem Platze vor der Börſe, findet man jetzt ſehr häufig Bibeln zum Verkaufe ausgeſtellt. Die heilige Waare liegt auf der Erde unter andern profanen Büchern oder ſonſtigem ſchlechten Trödel. Sie ſind ſehr wohlfeil und gehen gut ab. Sie ſtammen von der hieſigen Bibelgeſellſchaft, die ſie unentgeldlich austheilt, worauf ſie denn, wie billig, von den Geſchenknehmern verkauft werden. Geſtern ſah ich einen wohlgebildeten Mann, von etwa funfzig Jahren, der ſich eben auf der Straße eine ungerupfte wilde Ente gekauft, die er mit Mühe in die linke Rocktaſche zwängte, gleich darauf auch eine Bibel kaufen, die er unter dem rechten Arme forttrug. Es gefiel mir ungemein, daß er ſich weniger ſchämte die Bibel als die Ente öffent-

lich zu tragen, und daß er um die letztere länger gefeilscht als um die erstere. — — Ah je respire! Da ist Ihr Brief. Was kann ich dafür? Ich bin Ihr gelehriger Schüler immer gewesen, ich kann die Angst nicht lassen.

Aber was fällt Ihnen ein? Warum zweifeln Sie, daß ich in Paris vergnügt sey? Paris gefällt mir wie immer. Da ich mich aber wie zu Haus fühle, hat es natürlich — zwar immer noch den Reitz, aber nicht mehr den Ueberreitz der Neuheit. Ich genieße ruhiger, und Deutschland liegt so ferne von meinem Sinne, daß ich es, wie früher geschehen, mit Frankreich gar nicht mehr vergleiche.

Fünfter Brief.

Paris, Mittwoch den 19. October 18

Es iſt wieder von Stiftung einer deut
Zeitung in Paris die Rede, und wenn ſi
Stande kömmt, werde ich wahrſcheinlich be
ders thätig dabei ſeyn. Einflußreiche Franz
fangen an einzuſehen, wie wichtig für Fr
reich ſelbſt deutſche liberale Zeitungen we
können, und man zeigt ſich geneigt mit
und auf andere Weiſe zu unterſtützen.
werde da freilich ſehr vorſichtig ſeyn mü
daß ich meine Unabhängigkeit nicht verl
Doch brauche ich nicht zu ängſtlich zu ſ

denn ich höre Ketten schon im siebenten Himmel rasseln, und habe immer Zeit meine Freiheit sicher zu stellen. Wer von den hohen Personen die Sache angeregt, das weiß ich eigentlich noch gar nicht; denn was man mir zu verstehen gegeben, glaube ich nicht. Ich werde mich aber gewiß in nichts einlassen, bis ich die Hand gedrückt, die den ersten Ring faßt; sonst könnte geschehen, daß ich glaubte mit dem Teufel zu thun zu haben, und hätte doch mit Beelzebub zu thun gehabt. Das wird der ganze Unterschied seyn zwischen meinen verschiedenen Vermuthungen. Doch das schreckt mich nicht ab, man muß leben und leben lassen, und wenn ich der guten Sache nützlich seyn kann, mögen Andere auch ihren persönlichen Vortheil dabei finden.

Intriguen, die ich in Baden schon geahndet, wurden mir hier bestätigt. Die Wohlfeilheit, bei einer an deutschen Zeitungen un-

gewöhnlichen Schönheit des Drucks und Papiers, der in München erscheinenden Tribüne, — der mysteriöse Umstand, daß ein Pforzheimer Kaufmann (Würtembergischer Unterthan) aus Patriotismus die Fonds dazu hergiebt — der Geist der Widersetzlichkeit gegen die Baierische Regierung, der das Blatt beseelt — gab mir allerlei Vermuthungen. In Paris, wo man alles erfährt, habe ich denn endlich erfahren, daß der König von Würtemberg die Tribüne gestiftet und bezahlt, um sie als Waffe gegen Baiern zu gebrauchen. Baiern hat sich nehmlich im künftigen Kriege gegen Frankreich an die heilige Allianz angeschlossen. Baden, Würtemberg und andere kleine Staaten sollen ganz aufgelößt und zwischen Oesterreich, Preußen und Baiern getheilt werden. Und so weiter.

In Stuttgart läßt jetzt die Regierung auch eine Zeitung errichten, um der Opposi-

tion widerſtehen zu können (ſo wird geſagt); wohl eigentlich aber mehr, ſich der Despotie des deutſchen Bundes entgegen zu ſetzen. Sie hat zum Redacteur einen guten Schriftſteller, Profeſſor Münch, berufen, und giebt ihm drei tauſend Gulden Gehalt. Lindner iſt Mit-Redacteur. Auch an der Tribüne ſchreibt er viel. Wo auch immer im Geheimen etwas Moraliſches vorgeht, — er muß dabei ſeyn.

Der König von Baiern, den man neulich fragte, welche Anſtalten man für ihn und ſein Haus gegen die Cholera treffen ſolle? hat darauf zur Antwort gegeben: „Gar keine. Bin ich nicht an den Ständen geſtorben, wird mich auch die Cholera verſchonen.“ Alſo Freiheit und Peſt ſind einem Könige ganz einerlei! Auch der Freiheit Peſt und König.

Donnerstag den 20. October.

Ich war seit einer Woche zweimal i
italienischen Theater, und habe die Pasta un
den vergötterten Rubini gehört, beide i
Othello und Tankred. Die Pasta soll a
dem einen Ende ihrer Stimme einige Tö
verloren, dafür aber an dem andern eini
Töne gewonnen haben. Ob oben oder unte
weiß ich nicht. Die Pasta singt immer no
herrlich, aber ihre Stimme drang mir nic
in das Herz. Ihr Vortrag ist höchst ed
aber kalt, plastisch, antik; sie singt nic
christlich. In Glucks Opern wäre sie an i
rer Stelle. Das ist mein Urtheil. Die a
dern finden nichts an ihr zu wünschen übri
Als Desdemona verglich ich sie mit mein
immer noch angebeteten Malibran, und die
Vergleichung konnte sie nicht ertragen. R

bini's verherrlichter Gesang ließ mich auch kalt; ich liebe diese stählernen Stimmen nicht, und dann hat seine Stimme etwas resonnirendes, eine Art Echo hinter sich. Aber meine Ignoranz bleibt unter vier Augen. Als Tankred gefiel mir die Pasta besser, das fra tanti palpiti hätten Sie hören sollen. Es war närrisch darüber zu werden. O ihr armen deutschen Kleinstädter mit euern Achtzehn-Batzen-Prima-Donnas! Eine dicke deutsche Dame, und wahrscheinliche Berlinerin, die hinter mir saß und die ich, noch ehe sie Deutsch sprach, daran als Landsmännin erkannte, daß sie bravo statt brava schrie, — schwitzte Entzücken. Ich mußte ihr geradezu ins Gesicht lachen. Diesen Winter ist die italienische Oper auf allen Vorplätzen, Treppen, Corridors, von unten bis oben, mit scharlachrothem Tuche bedeckt. Man glaubt in einem Pallaste zu seyn. Das hat noch

gefehlt, dieſem adeligen Vergnügen völlig ein ariſtokratiſches Anſehn zu geben. Zwiſchen den Akten habe ich, wie es die jungen Leute pflegen, in alle Logen hineingeſehen. (Sie erinnern ſich, daß die Logenthüren Fenſter haben.) Die Pracht und der Geſchmack der weiblichen Anzüge gewährte wirklich einen herrlichen Anblick, ſelbſt männlichen, alten und ſchon beſchäftigten Augen, wie die meinen. Aber beim Ausgange aus dem Theater ließ ich alle die geputzten Damen die Muſterung paſſiren, und es fanden ſich nicht zwei ſchöne Geſichter darunter, — wahrhaftig nicht zwei!

Sagen Sie mir, was hat das für einen Grund, daß in der letzten Zeit der Frankfurter Senat einige außergewöhnliche Heirathserlaubniſſe ertheilt? Iſt das contagiös oder miasmatiſch? Auf jeden Fall iſt es eine Kometen-artige Erſcheinung und Vorläufer der Cholera. Der Senat und der geſetzgebende

Körper ſollten ſich Flanellbinden um den Kopf wickeln, vielleicht ſchwitzen ſie die roſtrothe Philiſterei aus, und werden geſund.

* * * iſt geſtern nach Amerika zurückgereiſt. Das iſt ein unordentlicher Menſch! So arg habe ich es doch nie getrieben. Um fünf Uhr wollte er abreiſen, und um drei Uhr traf ich ihn ganz athemlos auf der Straße laufen, erſt bei ſeinem Bankier das nöthige Geld zu holen. Dann begleitete ich ihn nach Hauſe. Seine zwei großen Koffer wurden erſt gepackt und wie! Noch naſſe Federn, mit denen er eben erſt geſchrieben, wurden im Koffer auf die Wäſche gelegt. Während gepackt wurde ſchrieb er eine Vorſtellung an den König. Kein Accent im ganzen Briefe. Dann legte er ihn zuſammen, wie einen Wäſchzettel, und ließ die Beſorgung an den König dem Portier zurück. Dazwiſchen kamen Rechnungen, Beſuche — es war den Schwindel zu bekom-

men. Wenn er den Postwagen nicht versäumt hat er Glück gehabt. Denn er wollte auf dem Wege noch Seidenwaaren für seine Familie einkaufen. Eine glückliche Natur! Bey Tische hätten Sie ihn sehen sollen, wenn ich und * * * Witze machten. Da er nie weniger als ein halbes Pfund Fleisch auf einmal in den Mund nimmt, brachte ihn sein Lachen oft dem Ersticken nahe.

Warum ist denn der dumme * * * nach * * * zurück? Warum hat er sich fangen lassen? Hoffte er, seine Dummheit würde ihn vor Verfolgung bewahren? Dann kannte er wenig unsere Zeit. Dumm zu seyn, auch ohne weiteres Vergehen, wird heute als ein Eingriff in die Majestätsrechte angesehen, und als solches bestraft.

Montag den 24. October 1831.

Seit der Revolution sind die Theater völlig frei, und alle Censur der aufzuführenden Stücke ist aufgehoben. Nun hatte vorgestern das Theater des Nouveautés ein neues Drama Procès d'un maréchal de France angekündigt. Der Prozeß des Marschalls Ney sollte darin vorgestellt werden, die Pairskammer erscheinen, vollständiges Gericht gehalten, und alle Pairs beim Namen aufgerufen werden, die für oder gegen Neys Tod gestimmt. Die Regierung fürchtete die üblen Folgen, und daß hierdurch der Haß, den man hier gegen die Pairs hat, noch mehr angefacht werden möchte. Sie ließ also durch die Polizei die Aufführung des Stückes verbieten. Der Theater-Director erklärte, er werde sich an das Verbot nicht kehren, da es gesetzwidrig

wäre, und ließ Abends ſein Haus öffnen. A
wurde aber das Theater von der Polizei u
ſtellt, Jedem der Eingang ins Haus verweh
und ſo die Aufführung mit Gewalt verhinde
Geſtern war das Stück abermals angekündi
und das Haus abermals geſperrt. Ich n
beide Abende zugegen. Der ganze Börſenp
war von der bewaffneten Macht und dem V
ke beſetzt; letzteres verhielt ſich aber ruh
Der Theater-Director hat gegen dieſe Gew
proteſtirt und erklärt, er würde jeden Ab
das Stück ankündigen laſſen, die Polizei
den Gerichten belangen, und um Schaden
ſatz anhalten. Nun will ich zwar gerne gl
ben, daß das Drama ſkandalös ſeyn, daß
Unruhe erregt haben mag, und daß die be
digten Pairs Grund genug bekommen hätt
den Theater-Director und den Verfaſſer
Gericht zu ziehen. Aber die Aufführung du
te nicht verhindert werden, denn durch

neue Charte ist alle vorhergehende Censur aufgehoben, und die Regierung hat sich hierbei einer wahren Verletzung der Constitution schuldig gemacht. Es ist eine Ordonanz-Geschichte in kleinem Fuße.

Sechster Brief.

Paris, den 29. October 1

Von einem merkwürdigen Werk
zehn Bände haben wird, ist gestern d
Theil erschienen. Er liegt vor mir a
nem Tische, ich habe ihn aber noch n
lesen. Sie sollen später darüber gena
chenschaft bekommen. Das Buch heiß
ris, ou le Livre des cent-et-un. W
das Buch beschaffen seyn mag, auf jed
ist es eine von den Erscheinungen,
nur Paris hervorbringt, und die Allen,
Geiste leben, den hiesigen Aufenthalt s

nehm machen. Das Buch ist auf folgende Art entstanden. Ladvocat, einer der bedeutendsten hiesigen Buchhändler, ist durch den Druck dieser Zeit in Noth und Verlegenheit gekommen. Ihm aufzuhelfen haben, alle die Schriftsteller, die ihre Werke früher von ihm herausgeben ließen, sich vereinigt, gemeinschaftlich ein Buch zu schreiben, und es dem Ladvocat unentgeldlich zu überlassen. Sie haben zu diesem guten Werke noch andere Schriftsteller eingeladen, so daß der Verein bis zu hundert und sechszig angewachsen ist. Das erlassene Circular lautet wie folgt: „Les sous-„signés, voulant donner a Mr. Ladvocat, „libraire, un témoignage de l'intérêt qu'il „leur inspire, dans les circonstances fâ-„cheuses où il se trouve, par toutes les pertes „qu'il a éprouvées depuis un an, ant résolu „de venir à son secours en s'engageant à „lui donner chacun au moins deux chapitre

„qui devront composer un ouvrage intitulé:
„le Diable boiteux à Paris, ou Paris
„et les moeurs comme elles sont.
„Ils invitent tous les hommes de lettres qui
„n'étaient pas présentes à leur réunion, à
„venir se joindre à eux pour secourir un
„libraire qui a si puissamment contribué à
„donner de la valeur aux productions de
„l'esprit, et à consacrer l'indépendance de
„la profession des hommes de lettres.“
Darauf folgt das alphabetiſche Verzeichniß von hundert und ſechszig Schriftſtellern, worunter alle Bedeutende, die Frankreich hat: Béranger, Chateaubriand, Cuvier, Delamartine, Delavigne, Salvandy, Etienne, Guizot, Victor-Hugo, Jouy, Kératry, Mignet, Royer-Collard, Scribe, Thiers, Villemain u. ſ. w. Ladvocat ſagt: „dans l'impossibilité où se
„trouve l'Editeur de témoigner sa reconnais-
„sance à la littérature contemporaine pour

„la bienveillance toute paternelle qu'elle lui „a prodiguée, il se borne à imprimer l'en„gagement et la liste des hommes de let„tres, qui sont venus à son aide avec tant „de zèle et de chaleur; il conserve cette „liste chargée de leurs noms comme on con„serverait des lettres de noblesse acquises „sur le champ d'honneur.“ Das Buch kann nur höchst interessant seyn. Denn sind auch unter dessen Verfassern Schriftsteller von minderer Bedeutung, wie unser Paul de Kock und solche andere, so muß doch das dem Werke, wegen seiner besondern Art und Beschaffenheit, einen Werth mehr geben. Es wird nehmlich ein neues Tableau de Paris gleich dem von Mercier, Jouy und andern. Aber diese sind alt, und da die Sitten sich verändert, nicht mehr treu. Uebrigens wurden jene Tableaux immer nur von einem Verfasser geschrieben; die Ansichten der Pariser Dinge

und Verhältnisse müßten daher individuell bleiben. Jetzt aber beobachten hundert und sechszig Menschen, jeder von seinem Standpunkte aus; das Gemählde muß daher treuer werden. Und es sind Schriftsteller von den verschiedensten Geistesrichtungen und bürgerlichen Verhältnissen und Gesinnungen. Prosaiker und Dichter, Philosophen und Dramatiker, Staatsmänner, Deputirte, alte und junge, Männer und Weiber, Classiker und Romantiker, Liberale, Ministerielle, Ultras, Royalisten, Karlisten, Buonapartisten. Diese werden sich selbst zeichnen, und das ist der Gewinn. Selbst gemeine Schriftsteller, wie Pigault-Lebrün, Paul de Kock müssen dem Buche zum Vortheile gereichen, denn solche Naturen bemerken vieles in der Welt, was bessern und geistreichern Menschen entgeht.

Warum die Tribüne nicht im Frankfurter Casino gehalten wird, will ich Ihnen er-

klären. Erstens: durfte sie die Frankfurter Post wahrscheinlich nicht kommen lassen, und zweitens: war das auch nicht der Fall, so haben die Herren Gesandten ihre Anhänger im Casino, die es anzustellen wissen, daß jenes Blatt nicht angeschafft wird. Uebrigens hat die Tribüne aufgehört. Wie ich gestern erfahren, hat der Redakteur Wirth sich geflüchtet, weil er erfahren, daß er gleich nach der Auflösung der Kammern arretirt werden solle, und daß es ihm dann schlecht ergehen würde. O wie habe ich alles vorhergesehen, vorhergesagt, und wenn meine Briefe nicht schön sind, werden sie doch wahr seyn! Haben Sie in den Zeitungen die Note des russischen Kaisers an die kleinen deutschen Höfe gelesen? Gleich nach dem Falle Warschau's stieg seine Sprache vom kalten Null bis zu 20 Grad Unverschämtheit. Er sagt ihnen: es wäre endlich einmal Zeit, daß sie dem re-

volutionairen Unfug in ihren Staaten ein Ende machten; er droht ihnen mit seinem Beistande, wenn sie sich allein nicht zu helfen vermöchten. Und gleich haben die kleinen Vögel gepipst wie der alte Vogel gesungen. Die kleinen Ministerchen in Karlsruhe, die diese ganze Zeit über gelispelt, wie eine Kindbetterin nach schwerer Geburt, fangen jetzt an und brüllen wie die Löwen. Lachen muß man immer über eine deutsche Bestie, sie mag noch so wild und gefährlich seyn. Der Badische Finanz-Minister, den neulich ein Deputirter in der Kammer an die Vorlage einer Finanz-Rechnung erinnert, die man schon längst erwartet habe, erwiederte, man solle ihn mit solchen Fragen ungeschoren lassen. „Ja, sie wollen scheeren, aber sich scheeren lassen, das wollen sie nicht.“ Aber der Deputirte (Buchhändler Winter aus Heidelberg) hat ihm tüchtig darauf geantwortet. Er sagte: das

Volk habe ihn nicht gewählt, damit er die Minister ungeschoren lasse. Noch eine merkwürdige Sitzung fand neulich in Karlsruhe statt. Der Deputirte Welker, der für seinen Geist, seinen Muth und seine Beharrlichkeit die Bewunderung und den Dank von ganz Europa verdient (denn die Freiheit selber des kleinsten Staats ist eine Angelegenheit der ganzen Welt), hat die Motion gemacht: die badische Regierung solle bei der deutschen Bundesversammlung den Antrag machen, daß neben den Diplomaten, die doch eigentlich nur die Fürsten repräsentiren, auch eine deutsche Volkskammer gebildet werde. Die Carlsruher Minister, als diese Motion von Welker angekündigt wurde, hatten nicht einmal den Muth, sie mit anzuhören und sind vor Angst aus der Kammer gelaufen. Ist das nicht köstlich, deutsch, eine in Spiritus zu verwahrende Geschichte? Auch Rotteck und Fecht haben sich bei dieser Ge-

legenheit herrlich benommen. Aber alle die
kühnen Redner, wie Mauguin neulich in d
Kammer sagte „stehen schon auf der Pr
skriptionsliste," und, wie ich im vorig
Winter prophezeit — wenn Prophetengeist da
gehört, eine tausendjährige Vergangenheit
beurtheilen — es wird in Deutschland mit ein
großen Hängerei endigen. Auch habe ich all
Mäßigung, ja aller Gerechtigkeit entsagt. Vo
gestern fing ich einen Aufsatz an, mit dem me
projektirtes Journal beginnen sollte. Darin he
es: „Auf dem Wege nach Paris fing ich
„ein eitler Narr zu werden, und bin es ge
„ben diese vier Wochen lang, die ich hier
„zugebracht. Erst gestern schüttelte ich mic
„kam wieder zur Besinnung. Ich wol
„dem großen Goethe nachthun, ich wol
„Unnachahmliche nachahmen. Ich wollte
„seyn wie er — unnahbar, kalt, w
„theilnehmend aber nicht theilgebe

ühllofer als ſelbſt eine Steinwand, die doch
upfindung ſchwitzt, wenn ſich der Frühling
het. Schlachten und Stürme und jammer-
ker Schiffbruch, Tyrannenwuth, athemlos
hetzte Freiheit, gemordete Unſchuld, Himmel
d Erde, Feuer und Froſt, die Natur und
e Geſchichte — alles wollte ich mir in be-
gliche Ordnung in meinem Zimmer aufſtellen,
d mir dann aus Wahrheit und Lüge, aus
echt und Betrug, aus Treue und Verrath,
s Liebe und Haß, aus Gott und Teufel
n köſtliches Ragout bereiten, und kunſtſchmau-
nd alle Stunden aller meiner Tage verleben,
d nur während der Verdauung milde und
iſe beklagen, daß der Arm des Teufels viel
kurz, und daß Gott der Vater etwas nach-
dunkelt! .... Titanen-Uebermuth! Kin-
ſche Vermeſſenheit! Nicht bis an die erſten
olken kam ich. Ich fiel hinunter; aber mit
ſtigem Munde küßte ich meine gute Erde

„und vergaß meine Schmerzen. Ich will h
„und ſtreiten wie vor. Und keine Milde,
„keine Gerechtigkeit mehr! Sie haben S
„in Blut, Blut in Eſſig verwandelt, und
„den den Eſſig vergiftet. Ein Thor, wer
„in unſern Tagen die Schaamloſen durch S
„muth zu beſchämen, die Hartherzigen d
„Bitten zu erweichen gedenkt! Teufel g
„Teufel!... Weil ſie die Völker ſo lange
„Kinder behandelt, ſind ſie bis zu Kinderr
„chen herabgeſunken. Sie dahlen und täni
„und lügen und drohen, und patſchen
„ſchmeicheln, und kitzeln und windeln,
„waſchen mit dem Schwamme. Aber das S
„deln und Weinen der Kinder macht ſie l
„ungeduldig. Sie ziehen dann ihr weiſes H
„chen ab, und zeigen die düſtre Krone darun
„ſie legen die Ruthe weg und holen den S
„ter. Nun wohlan! An der Grenze eurer
„unſerer Geduld erwarten wir euch!... D

„sollten die Menschen verstummen, wenn Gott „selbst spricht, wenn der Himmel mit der taub„stummen Welt in Zeichen redet. Aber die Un„glückseligen haben nur französisch gelernt; die „Sprache des Himmels verstehen sie nicht, seine „Zeichen verspotten sie. Wir wollen Dollmetscher „des Himmels seyn, wir wollen deutsch mit den „Herrn sprechen. Ihres Dankes sind wir nicht „gewärtig, um ihr Verzeihung, daß wir sie zu „retten gesucht, werden wir nicht betteln. Der „Löwe bezahlte den Storch, der ihm den Tod „aus dem Halse gezogen, zwar mit Löwentrotz „— doch er bezahlte ihn. Aber das war ein „König der Thiere; die Könige der Menschen „sind so großmüthig nicht.“

Kann ich aber in einer solchen Stimmung ein Journal schreiben? Es ist nicht möglich. Mit dieser Wuth ist man ein guter Soldat, aber ein schlechter Feldherr. Nun wohl, ich entsage lieber der Ehre und will lieber ein ge-

meiner Soldat seyn, denn ich will streiten
ein Bär. Ich habe es mit dem Journal e
lich versucht, aber es ging nicht. Ich ko
den Stoff nicht bemeistern. Ich hatte mir
schiedene Kapitel bestimmt, über diesen uni
nen Gegenstand. Wenn ich nun Materi
zu meinem Aufsatze genug hatte, brachte
der Tag wieder neuen Stoff, den ich zum
gesellte, und so kam ich nie zum Anfange.
bin ich zu bewegt, ich muß mir täglich
machen, ich muß Einen haben, mit den
alle Tage, zu jeder Stunde spreche; kur
kann nur auf Briefpapier schreiben. Und
werden Sie mich wieder auslachen und tr
phiren. Thun Sie das, Sie haben doch
Schaden davon. Ich werde Ihnen also w
Briefe schreiben wie vorigen Winter, und w
nichts arbeiten.

Samstag den 30. October.

In London hat man jetzt angefangen, Zeitungen auf baumwollene Schnupftücher zu drucken. Dadurch erspart man die drückende Stempeltaxe, die auf den Papierzeitungen liegt. Wenn diese Erfindung sich auch außer England verbreitet, wird die deutsche Bundesversammlung, weil es schwer zu verhindern ist, daß unter die unschuldigen Schnupftücher sich nicht auch jene staatsgefährlichen mischen, den Beschluß fassen, daß einstweilen auf fünf Jahre alles Nasenputzen verboten sey. O Gott! weit davon entfernt ist man nicht. In Preußen sind sie toll zum Binden. Sie wollen es Oesterreich nachmachen! Die Dummköpfe. Sie sehen es nicht ein, daß mehr als zu irgend einer Kunst, zur Dummheit angebornes Genie gehört. In

Berlin wird bald eine Verordnung erſc
die jede Anzeige eines Buches im
Lande verbietet, wenn ſie nicht vorher
ner Berliner Zeitung ſtand. Wenn ich
daß unſere deutſche Regierungen ſäm
verrückt ſind, ſo meyne ich das im wir
mediciniſchen Sinne. Sie haben eine
bare fixe Idee, die franzöſiſche Revolut
ihnen in den Kopf geſtiegen, und ich
ſie können ſelbſt durch viele Schläge
mehr kurirt werden. O wie traurig!
wenn die Regierungen verrückt ſind,
alle vernünftige Leute eingeſperrt.

Die Griechen haben ſich von ihre
rannen Capo d'Iſtrias auf ächt antike
befreit. Nicht durch Zeitungen und feig
beral-Geſchwätz, ſondern durch das S
Das iſt plaſtiſche, das iſt nicht unſere
tiſche gemalte Freiheit! Es war kein M
mord, wie die Hof- und Miniſter-Zei

verläumden; es war ein ehrlicher offener Kampf. Capo d'Istrias war von seinen Trabanten umgeben, und mitten unter ihnen haben ihn zwei kühne Spartaner erschlagen. Sie rächten das Land, sie rächten ihr eigenes Blut. Der eine war der Sohn, der andere der Bruder, eines der edelsten Griechen, den Capo d'Istrias, weil er sich seiner Tyrannei widersetzte, schon seit lange in einem Kerker gefangen hielt. Es war mir immer in der tiefsten Seele zuwider, diesen listigen, abgeseimten, in der Schule des Despotismus ergrauten Staatsmann an der Spitze eines edlen Volkes zu sehen, das nur für Freiheit und Glauben lebte und starb. So regierte er auch. Es war ein unaufhörlicher Kindermord, es war ein täglicher Vergiftungs-Versuch der Freiheit. Mit allen Schlechten unter den Griechen verband er sich, die Guten zu unterdrücken, mit allen kleinen Tyrannen,

die Helden der Freiheit in Fesseln zu schlagen. Jeden Aufschwung des Geistes suchte er durch alle Höllenkünste der russischen und österreichischen Polizei niederzuhalten. Hohe Schulen, die über das Rechnen und Schreiben hinausgingen, unterdrückte er; die Preßfreiheit wurde mit der Wurzel ausgerissen und einem Kindervolke wurde schon sein Stammeln zensirt. Aber wie wird es den unglücklichen Griechen jetzt ergehen! Sich auf Capo d'Istrias Zuchtruthe verlassend, ließen die despotischen Mächte die Griechen einige Jahre unbeobachtet. Jetzt werden sie sie wieder unter eigne Aufsicht nehmen. Alle, alle Völker, und das französische zuerst, werden wieder schändlich betrogen. Der Ländertausch, der Länderschacher wird wieder im Stillen getrieben. Und gewiß gründet sich darauf die freche Sprache Casimir Perriers, und seine kecke Friedens-Versicherung. Bald wird er mit ei-

Provinz in Papier vor die Kammer tre=
und triumphirend ausrufen: Seht, das
:n wir im Frieden gewonnen; wer hat
Recht? Das Volk wird wieder in Zent=
ı, das Vaterland Morgenweiſe verkauft.
ɜ ſie im Geheimen brüten, wer kann das
en? Die öffentliche Meinung hat ſich ſchon
)terliche Dinge erdacht; aber die Furcht
öffentlichen Meinung iſt die einzige, die
t trügt, und die immer lange vorher
i, zwar nicht auf welchem Wege die Ge=
kömmt, aber daß ſie kömmt. So ſpricht
Polen ſolle an Preußen kommen —
äre die Sklaverei ſtatt in Eſſig, in
eingemacht, die weit verderblichere, hoff=
ſere, weil ſie mundet. Und dafür
land an Rußland, und ſo weiter den
Trödel. Möchte einem nicht die Bruſt
n vor Wehmuth, möchte einem nicht
ausbluten, wenn man bedenkt, daß

die edlen, hochherzigen, geistreichen Griechen — verkannt nur von jenem zahmen Viehe, das ein polizeistörriges Herz für ein ruchloses Herz hält — verkannt nur von allen thörigten Flitter-Götzendienern, die den ungeschliffenen Diamanten als schlechtes Gestein verwerfen — verkannt nur von den schuldbewußten, abergläubischen Machthabern, welchen ein Geist das Ende ihrer Tage verkündet — daß dieses edle Volk darum sieben Jahre lang soll mit seinem Blute das Land getränkt, das Meer gefärbt, soll alles aufgeopfert haben, Leben und Gut, Weib und Kind und oft die Hoffnung selbst, um endlich nach Allem, die Herrschaft der Bastonade gegen die Herrschaft der Knute zu vertauschen?

— Ueber die Anzeige eines deutschen Buchhändlers habe ich gestern herzlich lachen müssen. Er spricht auf die kläglichste, weinerlichste, herzzerreißenste Art von den schrecklichen Folgen der

Cholera. Doch ſetzt er unbegrenztes Vertraue
auf Gott, daß nächſtes Jahr glücklicher ſeyn werd
Und warum jammert der Mann, warum wen
det er ſich in ſeiner großen Noth zum Himmel
Seine zwei Taſchenbücher: die Roſen, un
das Vergißmeinnicht von Clauren, ſin
fertig, aber er fürchtet, in dieſer betrübten Zei
zu geringen Abſatz zu haben, und will daher di
Taſchenbücher erſt im nächſten Jahre verſenden
Er endigt ſeine Klage und ſein heißes Gebe
mit den Worten: „Ich halte mich in der Hoff
„nung überzeugt, daß dann die wiedergewonnen
„Ermuthigung und Erheiterung über das Be
„ginnen einer beſſern Zukunft, dieſen beiden
„Werken der freudige Zuruf — Willkommen!
„— ſo wie eine freundliche Aufnahme bereitet
„ſeyn wird.“ Schöne Reconvaleszenz! Sich an
Claurens Vergißmeinnicht nach langen Leiden
zu erholen!

Siebenter Brief.

Paris, Mittwoch den 2. November 18

Ich bin ein rechter Unglücksvogel, daß die Frankfurter Revolution nicht mit angesel Vor einigen Tagen schrieb mir Dr. D... kurzes Billet: „In Frankfurt haben die Bü mit der Linie einen Kampf gehabt.“ W rief ich voll Erstaunen aus, die Frankfurter ben die Linie passirt, sie, die seit Jahrhunde nicht über die Wartthürme hinausgekomm Komet!

Verflossenen Sonntag war ein Konzert italienischen Theater, dem ich aber selbst n

beigewohnt. Es begann mit einer „ouverture à grand orchestre“ — und errathen Sie von welchem Komponiſten? Von Don Pedro, dem Kaiſer von Braſilien. Es iſt überflüſſig noch zu bemerken, daß die Muſik erbärmlich war. Der Herr Kaiſer thäte auch beſſer, ſeinen Mord-Bruder aus Portugal zu verjagen, als die friedlichen Leute aus dem Theater. Ich habe wenigſtens Einen geſprochen, dem auf die kaiſerliche Muſik-Sudelei ganz übel geworden, und der darum aus dem Konzerte lief. Was aber Paris ein närriſcher Ort iſt! Es iſt das wunderlichſte Ragout von Scherz und Ernſt. Der Dey von Algier gab auch Stoff zu mehreren Theaterſtücken. Einmal, wie er eine Mädchen-Penſion beſucht; das muß luſtig ſeyn. Im neueſten Hefte der Revûe de Paris ſteht eine Novelle von dem ehemaligen Miniſter von Martignac. Eine neue Oper: la marquise de Brinyilliers (die berüchtigte Giftmiſcherin um-

ter Ludwig XIV.) haben neun hieſige Komponiſten gemeinſchaftlich verfertigt: Cherubini, Boieldieu, Herold, Paer, Auber, und andere. Iſt das nicht toll! Und eine tragiſche Oper! Melpomene in der Harlekinsjacke. Die Sinnlichkeit, höhere wie niedere, iſt aber bei den Pariſern ſo abgeſtumpft, daß ihnen Teufelsdreck noch zu fade vorkömmt; man muß ihnen täglich neuen Geſtank erfinden. Neulich wurde im Theater des Nouveautés an einem und demſelben Tage, ein neues Stück zu ſchreiben beſchloſſen, entworfen, ausgeführt, die Muſik dazu gemacht, einſtudirt, aufgeführt, und — ausgepfiffen! Es war eine Wette. Kotzebue's berüchtigter Rehbock, wird unter dem Namen le chevreuil in den Variétés aufgeführt und hat großen Beifall. In Deutſchland ſorgt man auf eine edlere Weiſe für das Vergnügen des Publikums. In Berlin iſt erſchienen (durch die Cholera veranlaßt): „Begräbniß-Büch-

lein zum Gebrauche bei Beerdigungen in den Städten und auf dem Lande. Nebst einem Anhange von Grabschriften." Schönes Stammbuch! Eines der hiesigen kleinen Blätter enthält heute einen Aufsatz über die in Berlin erscheinende Cholera-Zeitung, worin es unter andern heißt: c'est une invention prussienne; on n'eût pas dit que le domaine de la presse s'aggrandit ainsi dans les domaines de Frédéric-Guillaume. Peut-être aussi le titre n'est-il qu'une épigramme pour montrer et désigner le venin de la presse et la contagion du Journalisme.

Donnerstag den 3. November.

In Deutschland haben sie das Geheimniß gefunden, die Dummheit in ewig blühender Jugend zu erhalten. Es giebt keine Götter mehr, sonst müßte man sie auf der Erde lachen hören, denn der alte Olymp war ein lustiger Himmel. So eben las ich in der preußischen Staatszeitung, daß im königlichen Theater am 26. Oktober, zum Erstenmale, „der dumme Peter, Original-Lustspiel in zwei Akten" aufgeführt wird. Ein Stück, das seit sechzehn Jahren in allen deutschen Residenzen gegeben wird, nennen sie ein Original-Lustspiel! Unglückliches Land! Die Sonne sinkt, die Fledermäuse steigen auf. Polens Revolution war die Abendröthe der Freiheit. Von Hannover schreiben sie: das schöne Oktober-Wetter habe den besten Einfluß auf den Gesundheitszustand gehabt, und die poli-

tiſche Entzündung habe ſich gleichfalls merklich gelegt. Man fange an einzuſehen, daß man im hannöveriſchen Lande ſo viel Freiheit und Sicherheit als in England genieße, und darum habe es mit einer Conſtitution gar keine Eile. Wenn nur der Adel eine feſtere Einrichtung bekomme, dann ſey allen Uebeln abgeholfen... Und die allgemeine Zeitung nimmt ſolche Unverſchämtheiten auf, und jedes Wort verdienter Zurechtweiſung weiſ't ſie zurück. Die badiſchen Stände bekommen keine Preßfreiheit. Die Deputirten haben ſich bis jetzt kräftig benommen, ob zwar die guten deutſchen Seelen immerfort „von den Hallen" der Volkskammer reden. Jetzt wollen wir ſehen, ob ſie beharrlich ſind, eingedenk der heiligen Schrift: aber wer beharret bis am Ende wird ſelig werden. Nichts gleicht der Frechheit, mit welcher das Preßgeſetz abgefaßt iſt, welches die Miniſter in Karlsruhe der Kammer vorgelegt.

Die Presse sey frei — mit Ausnahme aller Bücher unter zwanzig Bogen, mit Ausnahme aller Werke, die von der Bundesversammlung reden. O Schmach über das Volk, das sich diesen Hohn gefallen läßt! Einen dummen Karpfen fängt man mit mehr Witz. O Beaumarchais, hättest du deutschen Stoff gehabt, das wäre ein ganz anderer Figaro geworden! In Cassel liegen die Beamten und Offiziere der neuen Maitresse zu Füssen, und bald wird auch die Constitution da liegen. Um diesen Preis wird die Dame von dem Durchlauchtigen deutschen Bunde gegen die Kurfürstin und gegen die Hessen beschützt und geschützt. — Bei euch ist ja „unbegrenzte Trauer," wegen des Todes des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Steht Ihnen die schwarze Kleidung gut?

Freitag den 4. November.

Sie reden immer noch von der Bockenheimer Zeitung, als wenn die lange dauern würde! Laſſen Sie nur erſt die belgiſche Angelegenheit in Ordnung gebracht ſeyn, und die Gräfin Schaumburg Wurzel gefaßt haben, und man wird die Bockenheimer Zeitung nur noch im Kuchengarten finden. Für jetzt iſt alles verlohren. Nur der König von Holland kann noch retten, wann er ſo klug iſt, ein Narr zu ſeyn. Die Revolution, die ſich jetzt mit großen Schritten in England naht, gereicht uns Deutſchen gar zum Verderben. Deutſchland iſt das ewig offene Fontanell, wodurch alle aus dem übrigen Europa verjagte Deſpotie abfließt; und je reiner die übrigen Länder werden, je ſchmutziger werden wir. Sie glauben mir das noch nicht, aber

Sie werden es erfahren. Meine Pariſer Briefe vom vorigen Winter werden erſt Ende künftigen Sommers ihre Bedeutung bekommen, und was ich unter Vespertinchen verſtanden, wird dann erſt der Welt klar werden. Von Frankreich mag ich gar nicht reden. Es mag ſein Teſtament machen. König Philipp trägt eine Schlafmütze unter ſeiner Krone, und der Kaiſer von Oeſterreich eine Schlafmütze über der ſeinigen. Es iſt eine neue Freundſchaft zwiſchen beiden, welche die alten Früchte tragen wird. König Philipp kann ſeine Nachtmütze nicht mehr abziehen, ohne daß ihm die Krone vom Kopfe fällt, Oeſterreich aber kann jeden Augenblick ſeine Mummerei wegwerfen, und ſteht dann gerüſtet da. Die Papiere ſtehen hoch, die Börſe jauchzet. Ich rufe wie Fiesko aus: Wohl bekomm euch die Verdammniß!

Achter Brief.

Paris, Freitag den 4. November 1831.

Das Buch der hundert und ein Schriftsteller hat meinen Erwartungen nicht entsprochen. Es wird hier freilich von allen Parteien gelobt, weil Schriftsteller aus jeder Partei daran gearbeitet haben. Aber für mich, dichte ich, wird es ein Buch der hundert und ein Täuschungen werden. Gleich anfänglich ärgerte ich mich darüber, daß diese Sittenmaler so verächtlich von ihrem alten Meister Mercier sprechen, aus dessen Schule sie alle hervorgegangen. Sie sagen: „Il faut faire pour le

„Paris d'aujourd'hui ce que Mercier a
„pour le Paris de son temps, avec c
„différence que cette fois les tableaux
„moeurs seront rarement écrits sur
„borne.“ Mercier nennen ſie einen Ga
jungen! Wahrhaftig, er ſagt mehr in e
einzigen Zeile, als die neuen auf einem ga
Bogen. Er malte in Oehl; Jouy und
Nachahmer malten mit Paſtellfarben. Das
freilich ganz artig aus, aber man kann es
blaſen. Auch war Merciers Zeit günſtiger
Sittenmalerei als die jetzige. Damals ſi
gerade die Stände an ſich zu vereinigen,
da konnte man eben am beſten ihre Trennu
kennen lernen; jetzt aber, da ſie vereinigt
kann man nur noch ihre Nacht zeichnen.
lieſ't ſich das Buch immer angenehm weiter;
lernt daraus, man reiſt darin, und kömmt w

Eines einzigen Artikels im ganzen B
muß ich als Ausnahme mit großem Lobe

denken. Es ist das Kapitel: Le Bourgeois de Paris von A. Bazin, einem Schriftsteller der mir ganz unbekannt ist. Das ist eine vortreffliche Zeichnung, mit Geist und Gemüth entworfen. Von den übrigen Kapiteln sind zwei zu erwähnen, bei welchen der Reichthum des Stoffes die Armuth der Kunst vergütet; nehmlich: L'abbaye-aux-bois von der Herzogin von Abrantès, und une fête au Palais-Royal von Salvandy. L'abbaye-aux-bois, heißt das Haus, ein ehemaliges Kloster, worin Madame Recamier wohnt, seit sie die große Welt verlassen. Aber die große Welt ist ihr dorthin nachgezogen, oder eigentlich nachgestiegen, ich glaube bis in den dritten Stock hinauf. In dem Hause wohnen noch mehrere Frauen, die sich aus dem Glanze und dem Geräusche der großen Welt zurückgezogen, um — nicht übersehen und überhört zu werden. Alle

dieſe ſammen Weiber bilden ihren eig
Mittelpunkt, haben ihren eigenen Zirkel.
Herzogin erzählt nun, wie es in dieſen
ſchiedenen Geſellſchaften, beſonders bei Mad
Recamier hergeht, welche Staatsmänner, Sch
ſteller, Künſtler ſich da verſammeln, we
Werke da vorgeleſen, welche Kunſtwerke vo
zeigt werden, und was ſonſt da getrieben w
Madame Recamier wird wegen ihrer Liebe
würdigkeit, Beſcheidenheit, Entſagung, M
thätigkeit geprieſen. Ich habe das von di
berühmten Frau ſeit zwanzig Jahren ſchon
geleſen, und will es auch alles glauben;
fürchte ich immer, daß die Tugend, der es n
gelingt unbemerkt zu bleiben, es gar nie
Ernſt verſucht hat. Die Herzogin Abran
(ſie hat auch verfloſſenen Sommer Memoi
aus den Zeiten des Kaiſerreichs herausgegeb
iſt übrigens eine rechte Klatſchlies, und erz
alles im Tone einer bürgerlichen Frau B

mag eine manirte Französin seyn, denn Sentimentalität, die sie manchmal versucht, gt ihr gar nicht; sie bringt keine Thräne Stande, und wenn sie darauf hinarbeitet, t es so komisch aus, wie ein Mensch, der n möchte und nicht kann. „Une fête au ais-Royal“ von Salvandy, dem Schüler teaubriands in Styl und Politik, beschreibt glänzende Fest, welches der Herzog von ans vier Wochen vor der Revolution dem ige von Neapel gegeben, wobei Charles X. egen war. Da war leicht schön beschreiben; n dieses mein kurzes Inhalts-Verzeichniß ist Gemälde, ein Gedicht, ein Drama. Sal- dy ist einer von den bequemen Carlisten, in Pantoffeln und im Schlafrock die Rück- Heinrichs V. abwarten, und unterdessen che Thräne in ihren Wein fallen lassen. erinnert sich mit Wehmuth jenes herrlichen es, das auf der Grenze zweier Mon-

archien gegeben worden. Weil ihm s
Herz so schwach, traut er seinem Kapfe
Er frägt: „De quel style décririez-vous
danses dont rétentissait peut-être Herculan
la veille du jour qui se leva le dernier
la cité condamnée?“ So sind die Legiti
sten. Wenn sich Peter statt Paul auf ei
Thron setzt, sehen sie darin den Untergang
nes verfluchten Landes. Vier tausend C
waren versammelt. Charles X. trat zwi
dem Herzoge von Orleans und dem Könige
Neapel in den Saal. Nach wenigen Mo
war der eine vom Throne gestürzt, der zu
todt, der dritte König! Charles X. sagte,
Himmel betrachtend zu Salvandy: „il fait b
temps pour ma flotte d'Algier.“ ... An
ment que j'écris, le pirate que Charles
décrêta de punir, se promène au milieu
nous, paraît dans la même Palais-R
d'où Charles X. suivait son foudre ver

à sur l'aile des vents, le dey d'Alger
n peut vivre dans nos murs. Charles X.
pourroit pas y mourir.“ Salvandy sprach
einem den Minister Karls über die Gefah-
des Kampfes, worin die königliche Gewalt
eingelassen. „Nous ne reculerons pas
ne semelle,“ m'avait-il dit. Eh bien,
répondis-je, le roi et vous reculerez
ne frontière.“ Das ist schön, wenn es
r ist. Auch unser Béranger hat ein
dicht in das Buch geliefert und ein recht
chtes. Es ist eine Ode an Chateaubriand
Genf, die ihn freundlich bittet, nach Frank-
h zurückzukehren:

Chateaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Pleure une étoile de moins! Was ist nur
n schlichten Béranger eingefallen, sich mit

kommen kann und gleich nach der Geburt stirbt. Da ist es doch in unserm guten Vaterlande besser; da steht die Gegenwart mit ihrem dicken Bauche und breiten Rücken fest auf den Beinen, und nimmt so viel Platz ein, daß nicht die schmalste Zukunft vorbei kann. Gestern las ich das Verzeichniß der in diesem Herbste erschienenen neuen deutschen Bücher. Hundert und mehr Schriften über die Ehe! Ich bekam Leibschmerzen nur vom Lesen des Catalogs. Sonst habe ich nichts von Bedeutung angezeigt gefunden, ausser dem folgenden Werke, wornach ich sehr schmachte. Es ist wahrscheinlich eine Satyre gegen den deutschen Bundestag; denn unsere maliziösen Landsleute, man kann es nicht leugnen, misbrauchen die Preßfreiheit gar zu arg. Das Buch hat den Titel: „Das Schabbes-gärtle von unnere Leut; eppes mit e Rorität Geblumes füre Brautschmuck. E Chetisch meloche,

von Itzig Feitel Stern. Mit eppes neun Stück ganz feine gillmelirte Kupferstichlich ete.“ Es ist in Meissen erschienen, wo man gutes Porzellain macht und das beste Deutsch ht. Unter Schabbes-Gärtle, wird gewiß Bundesversammmlung gemeint, und un- Leut, das sind, Baden, Baiern, und dern kleinen Fürsten, welche sechs Mo- ng bei ihren sauren Stände-Arbeiten seufzt und geschwitzt, jetzt aber im Se- n sich ausruhen und im Schabbes-Gärtle ieren gehen. Chetisch Meloche ist der Untergang der Polen und Rorität Geblumes sind die schönen Reden der patriotischen Deputirten in Karlsruhe und München. „Ein Pferd, ein Pferd — nein einen Esel, einen Esel, ein Königreich für einen Esel!“ Was ich damit machen will? Die Haut will ich ihm abziehen und Jemanden hinein nähen. Wen? Das ist ein Geheimniß. Es ist nur

kommen kann und gleich nach der
stirbt. Da ist es doch in unserm g
terlande besser; da steht die Gegen
ihrem dicken Bauche und breiten Ri
auf den Beinen, und nimmt so viel
daß nicht die schmalste Zukunft vor
Gestern las ich das Verzeichniß der
Herbste erschienenen neuen deutschen
Hundert und mehr Schriften über die
Ich bekam Leibschmerzen nur vom
Catalogs. Sonst habe ich nichts vor
tung angezeigt gefunden, ausser dem
den Werke, wornach ich sehr schmac
ist wahrscheinlich eine Satyre gegen d
schen Bundestag; denn unsere maliziöse
leute, man kann es nicht leugnen,
chen die Preßfreiheit gar zu arg. D
hat den Titel: „Das Schabbes-gä
unnere Leut; eppes mit e Rorität G
füre Brautschmuck. E Chetisch

kammer aufgefordert, ſich zurückzuziehen und en Kampf um Freiheit aufzugeben. Sie wiſ- en ihre Hände nur zum Schreiben zu gebrau- hen, dieſe unglückſeligen Gelehrten! Er ſagte: Warſchau iſt gefallen, die Reformbill iſt ge- fallen, die Feinde der fortſchreitenden Ent- wicklung freiſinniger Staatseinrichtungen erhe- ben mit friſchem Muthe das Haupt, die Vorſtellungen und Reklamationen der Diplo- maten, welche den Abſolutismus repräſentiren, werden dem Vernehmen nach zudringlicher und ‚hochfahrender.“ So ſpricht ein Mann, der ich einen Vertheidiger des Volkes nennt! Alſo eil wir Widerſtand gefunden, ſollen wir gleich ie Waffen ſtrecken? Haben ſie denn erwartet aß man ihnen die Freiheit auf goldenen chüſſeln mit einem artigen Complimente in as Haus bringen werde? Wie feige macht och die Gelehrſamkeit! Tauſende von edlen olen haben Armuth und Verbannung einer

schmachvollen Unterwerfung vorgezogen. Die Unglücklichen! Das Korps des Generals Rybinski, das sich nach der preußischen Grenze zurückgezogen, ist dort im jammervollsten Zustande angekommen. Alle, die Mitglieder der National-Versammlung, Minister, Generale, Magistratspersonen, Offiziere, Soldaten, sogar die Weiber und Kinder, wanderten barfus di den Koth, und sehr wenige hatten eine K bedeckung. Selbst der Generalissimus Rybin hat weder Hut noch Mantel. Und als sie in solcher Erschöpfung das preußische Gebiet erreicht, war die erste Sorge der preußischen Behörden, alle Minister und Senatoren in ein Kloster zu sperren, und dort mußten sie fünfzehn Stunden ohne Nahrung zubringen! Und so ein Würzburger Professor, der im Schlafrocke am Kamin sitzt und Bier trinkend seine Reden ausarbeitet, sagt seinen Federgenossen, sie hätten lang genug gekämpft, Heldenmuth

genug gezeigt, und ſie ſollten ſich der Noth-
wendigkeit unterwerfen! Welche Welt iſt das!
Sie zu ertragen haben wir einen Gott zu
viel oder einen zu wenig. Chriſtus muß den
Himmel verlaſſen, daß wir alle Hoffnung und
allen Glauben verlieren, Liebe und Freiheit
als thörigte Träume vergeſſen, und in der
Menſchheit nicht mehr erblicken, als mechani-
ſche und chemiſche Kräfte, die ſich wechſelſei-
tig verdrängen und zerſtören, ſich aus Eigen-
nutz verbinden und aus Habſucht verſchlingen.
Oder ein anderer Chriſt muß kommen, der
uns für neue Leiden neuen Glauben, neue
Hoffnung bringt.

Mittwoch den 9. Nove

Ein miniſterielles Blatt ärgert ſich ſ
das Fallen der Renten, das Montag
habt, und ſcheltet die reichen Leute
Der Krämer-Miniſter Perrier hat ſein
auf der Börſe und zwiſchen zwei und
Nachmittags iſt er immer krank. — O
über die Nation! Schmach über Iſrael
von Rothſchild iſt von den hieſigen Ger
zweitägiger Gefängnißſtrafe verurtheilt
weil er trotz wiederholter Ermahnung, ſ
briolet nicht wollte numeriren laſſen.
ſcheinlich trotzt er auf den diplomatiſch
rakter, den ihm ſein General-Conſul
Ein Rothſchild ſoll ſich gegen das N
wehren! Hätte er niemals numerirt,
nicht geadelt und diplomatiſirt worde

ſeiner ſchönen Augen willen iſt es nicht geſchehen.

Geſtern Abend habe ich doch einmal wieder eingeſehen, wozu Gott den Menſchen Ohren geſchaffen hat; man vergißt das leicht und oft. Ich habe die Malibran in der diebiſchen Elſter gehört. Nun, jetzt bin ich doch wieder verliebt, und Kaſimir Perrier kann froh darüber ſeyn; das wird ihm etwas Ruhe vor mir verſchaffen. Sie trat nach langer Abweſenheit zum Erſtenmal wieder auf und wurde vom Publikum mit noch mehr Liebe als Geräuſch empfangen. Das war deutlich zu merken. Auch mußte ſie die angefangene Arie wieder unterbrechen, denn die Rührung unterdrückte ihre Stimme. Nun möchte ich wiſſen, ob das Natur oder Kunſt war: dem Teufel kann man trauen, aber keiner Komödiantin. Ich kann ganz mit Ernſt verſichern, daß ich verliebt in ſie bin, nicht in ihre Perſon, aber in ihrem Geſang und noch mehr in ihr Spiel.

Und Spiel in einer Oper! wer denkt nur an ſo etwas, wer erwartet es? Nie habe ich eine Schauſpielerin geſehen, die ſo aufmerkſam iſt, auf ſich und auf die andern. Sie vergißt nichts, weder bei der leidenſchaftlichen Bewegung, noch in der gleichgültigſten Ruhe. Sie vergaß nicht einmal die Servietten auszuſchütteln, als ſie den Tiſch abdeckte. Es ſteht keiner auf der Bühne und es mögen der Mitſpielenden noch ſo viele, deren Rollen noch ſo unbedeutend ſeyn, für den ſie nicht einen eigenen Blick, eine eigene Bewegung hätte. Sie ſpielt für alle. Die Darſtellung der thätigen Leidenſchaften, des Haſſes, des Zorns, der Verachtung, der handelnden Verzweiflung gelingt ihr meiſterhaft, und ganz durchſichtig wie ſie iſt, ſieht man die Leidenſchaften nicht blos in ihrer Reife, ſondern man kann ſie vom erſten Keime an bis zu den Früchten verfolgen. Sie muß viel ſtudiren, viel nachdenken, viel leſen, ſogar mediziniſches. Wo-

her wüßte ſie ſonſt alle pathologiſchen Bewegungen des Körpers ſo Naturtreu darzuſtellen? Ich mußte manchmal die Augen von der Bühne abwenden, um nur wieder Athem zu ſchöpfen; denn wenn man die Pulsſchläge zählt, die zu ſolchen Gemüthsbewegungen gehören, wird einem ganz angſt bei der Rechnung. Mein kühles Urtheil: daß die Malibran oft zu natürlich ſpiele, hieß ich mit Unwillen ſchweigen, ſo recht es auch hat. In der Tragödie, ſowohl im Gedichte als in der mimiſchen Darſtellung, darf zwar die Perſon handeln; aber leiden darf nur der Menſch. Die Perſon leiden zu ſehen — was hat man davon? (Es iſt doch ſchön, daß ein Kritiker nichts zu fürchten hat; hätte das: „was hat man davon?" ein Anderer geſagt, ich wollte mich ſchön über ihn luſtig machen.) Der Körper ſoll die Leiden der Seele durchblicken laſſen; wird er aber ſelbſt trübe, wie kann da die Seele durch-

ſcheinen? Das vergißt die Malibran zuweilen und ihre leidenſchaftlichen Bewegungen werden dann zu Nervenkrämpfen. Aber ach! wenn man mit der Geliebten ſchmollt, es dauert nicht lange. Sie ſpielt doch himmliſch. Und Rubini, Lablache! Was ſoll ich noch viel ſagen? Ich könnte doch nicht mehr herausbringen als unſere deutſche Morgen- und Abendblätter: „der geſtrige Abend war ein genußreicher Abend.“

Jetzt Adieu Malibran II., Malibran I. kömmt. So ſchrieb ich, als ich Konrad mit Ihrem Briefe hereintreten ſah. Aber ich bitte, gebrauchen Sie künftig ſtatt vier nur drei Oblaten. Dann könnte ich doch wenigſtens ſatyriſch ſeyn und Ihr fürchterliches Geſiegel mit dem dreiköpfigen Cerberus vergleichen, der grimmig alle Neugierigen abwehrt. Lieber Satan, ſagen Sie mir doch, wer, der nicht muß, wird denn in Ihren ſauren Brief hineinſehen? D

wie verwünsche ich die Cholera, daß sie mir durch ihre Räucherungen mein Glück so versäuert! Sie fragen mich: wie es denn meine Bekannten hier machen, wenn die Cholera kömmt? Mein Gott, wenn Sie darunter fremde Deutsche verstehen, so sind ja das meistens sorgenlose junge Leute, die erstens solche Gefahren gar nicht beunruhigen, und die, da es ihnen oft an Geld fehlt, an weite Flucht nicht denken können. Heine sagt mir, er würde nicht hier bleiben, sondern nach der Schweiz gehen. Sie können sich denken, daß die reichen lebenslustigen Pariser, die keine Nothwendigkeit an Paris fesselt, fortlaufen werden. Was mich betrifft, so will ich mir voraus gar nicht darüber den Kopf zerbrechen. Da die Nachricht von der Cholera in England heute widerrufen wird, sehe ich nicht ein, wie sie so schnell nach Paris kommen soll, und das wird sich wohl noch bis zum Frühlinge

hinziehen. Vor einiger Zeit habe ich recht angenehm geschwärmt mit meiner Flucht. Ich wollte nach Marseille reisen und von da nach Genua, damit ich doch einmal das Meer und italienischen Himmel zu sehen bekäme. Es ist doch eine rechte Sünde, daß ich hier sitze und das viele Geld verzehre und für das nehmliche Geld, ja für weniger, könnte ich den Winter im südlichen Frankreich oder im nördlichen Italien verträumen. Ich habe die größte Sehnsucht einmal aus diesem nordischen Klima der Politik und des Verstandes zu wandern, und unter einem Himmel der Natur und Kunst zu athmen. Was halten Sie davon?

Die Schröder-Devrient hat vor einigen Tagen beim italienischen Theater als Donna Anna debütirt und hat in hohem Grade misfallen. Sie wird in den öffentlichen Blättern streng beurtheilt, und man scheint Recht zu

haben. Im deutschen Theater gefiel sie den Pariſern ſehr, und da kam die Eitelkeit über ſie und ſtach ihr die Augen aus. Jetzt begeht ſie gar noch den tollen Uebermuth und tritt nächſten Sonntag zugleich mit der Malibran und zwar in einem Stücke auf, worin ſie deren Rolle übernimmt. Sie wird im Othello die Desdemona ſingen und die Malibran den Mohr. * * * ſagte mir heute: die Malibran (es iſt ihr Benefiz) habe das ſo angezettelt, um die Devrient auf einmal und für immer zu ſtürzen. Mein vaterländiſches Herz blutet mir bei dieſer traurigen Ausſicht. Ich bin in einer ſchrecklichen Lage. Ich wünſche den Triumph der Malibran, und würde doch den Fall der Devrient beweinen. So zwiſchen Liebe und Patriotismus geklemmt — was ſoll ich thun, wie ſoll ich mich erleichtern? Theure Freundin, helfen, rathen Sie. Welche Zeit! wohin ſoll man ſich wenden?

wo findet das zerrissene Herz einen geschickten Schneider? Wo? Im Weimarischen, in dem glücklichen Lande, „wo die Liebe befiehlt und die Liebe gehorcht.“

Donnerstag den 10. November.

Das Verbot der Bockenheimer Zeitung — das ist die graue Narrheit, die vor Alter kindisch geworden. Sie wollten keine Blitzableiter; nun um so besser. Dann wird das Donnerwetter statt in die Erde auf die Dummköpfe selbst herabfahren, und wir werden sie los. Selbst der türkische Kaiser läßt jetzt eine Zeitung schreiben! Wenn die türkische Regierung im Liberalismus so weit vorschreitet, als Deutschland zurückgeht, dann werden Frankfurt und Konstantinopel bald auf

einander treffen. Wahrhaftig ich bewundere den Sultan, ob ich zwar das gar nicht nöthig hätte, um unsere christliche Fürsten zu verachten. Bei diesen, wo ihr böser Wille aufhört, beginnt erst ihre Schwäche. Keiner von ihnen hat den Muth, dem Widerstreben ihres Hofes, ihres Adels gegen die Entwicklung der Volksfreiheit sich entgegen zu setzen. Der Kaiser von Rußland ist so feige und schwach, daß er nicht wagt die Polen frei zu geben, weil es seine russischen Hofbären nicht wollen. Und der Sultan steht ganz allein, hat kein Volk auf seiner Seite, gegen sich aber den Pöbel, die Geistlichkeit und die Aristokratie, und doch läßt er sich nicht einschüchtern und geht auf dem Wege der Verbesserungen muthig vorwärts! Und der Adel, der dem Sultan feindlich entgegensteht, ist kein entnervter, hasenfüssiger, an seidenen Bändern wie Hündchen geführter europäischer

Adel; es ſind keine parfümirten Diplomaten in ſeidenen Strümpfen und glaſirten Handſchuhen — es iſt eine Militair-Ariſtokratie, es ſind die reichen wilden Janitſcharen. Aber freilich iſt Mahomet nicht am Kreuze geſtorben, und Dulden und Warten wird ſeinen Gläubigen nicht als Heldenmuth gelehrt. Ich begreife nur nicht, wie ſich der Sultan jetzt ſchon ſo viele Jahre, unter ſeinen zahlloſen Feinden, gegen die, im Dunkeln ſchleichend, kein Muth ſchützt, hat erhalten können. Ganz gewiß ließ er ſich von Wien einen Kunſtverſtändigen kommen, der ihm eine geheime Polizei auf chriſtlichen Fuße eingerichtet hat.

Der König von Würtemberg hat einen öffentlichen Befehl erlaſſen, wodurch den Offizieren ſtreng unterſagt wird, von Politik zu ſprechen und Geſellſchaften zu beſuchen, worin dieſes geſchieht. Ich habe doch in dieſer un-

glücklichen Zeit wenigstens die Schadenfreude, wahrzunehmen, wie sehr sich die deutschen Fürsten seit einem Jahre geärgert haben. Jetzt steigt ihnen die Säure auf, so stark, in solcher Menge, daß man die ganze nordische Briefpost an der französischen Grenze damit desinfiziren könnte. Es giebt doch nichts komischers, als solch eine altväterische Regierung. Von der Cholera, die doch gewiß kontagiös ist, haben sie aus politischen Gründen behauptet, sie sey miasmatisch, und von der Politik, die miasmatisch ist, behaupten sie aus choleritischen Gründen, sie sey kontagiös. O! Doch will ich mit diesem O! keineswegs gesagt haben, daß mir der König Philipp nicht auch soll gestohlen werden. Hat mir dieser Volks-König, der sich ein halbes Jahr lang den Parisern nie anders zeigt, als wie ein deutscher Opern-König mit der Hand auf dem Herzen, ein großes Stück von meinen

Tuillerien weggenommen, und ich betrete nie den Garten, ohne zu erſtaunen über dieſe Kühnheit und über dieſe Nachſicht auf beiden Seiten. Das hat keiner der legitimen Könige vor Orleans zu thun gewagt, zu thun je Luſt gezeigt. Er läßt ſich einen Privat-Garten für ſich und ſeine Kinder aus dem uſurpirten Theile machen. Er hat gar nicht das Recht dazu, denn die Tuillerien gehören ihm nur als König, und was ihm als König gehört, daran hat das Volk auch Theil. Und was noch bedenklicher iſt, nicht die Habſucht, die Furcht hat Louis-Philipp zu dieſer Uſurpation verleitet. Er läßt hohe Terraſſen aufwerfen, Mauern und Graben ziehen, um das Schloß von der Gartenſeite gegen einen Andrang zu ſchützen. Er fürchtet ſich — Frankreich mag ſich vorſehen. Die Verkleinerung des Tuillerien-Gartens, das wäre alſo die einzige Folge der franzöſi-

n Revolution, die ſich mathematiſch be-
hnen läßt; alles übrige iſt Metaphyſik.
: Folgen, welche die Juli-Revolution für
utſchland gehabt, ſind viel deutlicher. 1. Die
olera. 2. In Braunſchweig hatten ſie ſonſt
en Fürſten, der es wenigſtens nicht mit
n Adel hielt; jetzt haben ſie Einen der
vom Adel gängeln läßt. 3. Die Sach-
haben ſtatt einen Fürſten jetzt zwei.
Die Heſſen haben ſtatt der alten fürſtlichen
ütreſſe eine junge bekommen. 5. In
den konnte man früher eine Zeitung ſchrei-
ohne Kaution, jetzt muß man eine lei-
n. 6. Wer in Baiern den König belei-
te, mußte früher vor deſſen Oelbilde Ab-
te thun; jetzt kommt der Beleidiger auf
f Jahre in das Zuchthaus. Da weiß man
h wenigſtens, woran man iſt!

Neunter Brief.

Paris, Freitag den 11. November 1831.

Die Geschichte mit Belgien ist noch nicht zu Ende, auch nicht einmal in dem Sinne der guten kurzsichtigen Menschen, die in der Ausgleichung dieses Streites das Ende aller Verwirrung sehen. Was mich betrifft, werde ich die Annahme des aufgezwungen Friedens von beiden Partheien doch nur als einen Waffenstillstand für diesen Winter ansehen. Und auf dieses miserable Fundament von Backsteine glaubt Casimir Perrier, das schwache Gebäud

s europäiſchen Friedens ſtützen zu können,
b ehe es noch aus der Erde herausgearbeitet,
ckt er ſchon ein Bäumchen auf und hält eine
trunkene Kranzrede, als wäre das Dach fertig!
ie Wage des Schickſals in der bemehlten
and eines Krämers zu ſehen, — nein, man
nnte darüber von Sinnen kommen! Giebt es
nn etwas lächerlicheres, als das Schmunzeln
ſes Miniſters, ſo oft er eine Nachricht erhal-
n, Preußen oder Oeſterreich vermindere ſeine
ruppen, beurlaube ſie! Es iſt wie die Freude
nes Kindes, wenn es wahrnimmt, daß Mam-
a die Ruthe wieder hinter den Spiegel ſteckt,
e ſie drohend hervorgeholt. Es iſt wie die
eiterkeit, wie das aufblühende Geſicht eines
auchflüſſigen, wenn er erleichtert vom Nacht-
hle aufſteht, wohin ihn Leibſchmerzen getrie-
n, und ach! ruft. Dieſes Frankreich, vor
m, es iſt noch kein Jahr, zwanzig Fürſten
nter den zwei Millionen ihrer Wachen zitter-

ten; dieſes Frankreich der drei Tage, da
erſchrecktes Jahrtauſend vor ſich hertrieb -
iſt folgſam wie ein Schulbube, und lern
Tage ſeine Lektion, und läßt ſich alle
examiniren, um zu zeigen, daß es ſeine L
gelernt hat! Und was zum Lohne für alle
ſchmachvollen Opfer? Daß der junge
Philipp mit den alten Königen wird ſpa
gehen dürfen, wenn dieſe nach einer
Woche wieder einen Feiertag bekommen!
Sie müſſen die neue Schrift von Chateaub
leſen. Sie hat mich erquickt durch alle
Mein ganzes Herz hat er ins Franzöſiſche
ſetzt, und wie viel ſchöner iſt die Ueberſ
als das Original! Ich weiß nicht, wa
ſchönſte Freude des Lebens iſt; aber die
iſt gewiß die Schadenfreude, die wir übe
Niederlage und Beſchämung unſerer Feind
pfinden. Chateaubriand ſchlägt mit eiſ
Keulen, die er in ſeinem Zorn glühend gen

auf die französische Zwergregierung, die ich hasse, ob ich sie zwar verachte. Frankreich hat sie nur der Gegenwart beraubt, und wie groß der Raub auch ist, man kann ihn zählen, berechnen, man weiß was man verlohren, was man wieder zu bekommen suchen muß. Uns, uns Deutschen aber, hat König Philipp eine ganz unberechenbare Zukunft gestohlen. Gestern hörte ich, der Kaiser von Oesterreich habe den Casimir-Perrier den Stephans-Orden schenken wollen, aber der österreichische Gesandte hier, darüber vorläufig um Rath gefragt, habe erwiedert: es sey noch nicht die Zeit. Wie tief wird Frankreich noch sinken, wie hoffnungslos wird noch Deutschland werden müssen, bis Perrier den Stephans-Orden verdient! Wie verhöhnt ihn aber auch Chateaubriand. „Redet nicht von Ehre, die Renten würden um zehn Centimen fallen." Wegen seines Muthes, seiner Treue und seines glühenden Eifers für Recht und

Wahrheit, darf man dieſem Schriftſteller
Kinderei nachſehen, daß er für das Kind Be
deaux ſich bemüht, und man ſoll nur lache
darüber, als über eine Schwachheit. Die Me
ſchen haben immer wunderliche Gottheiten g
habt; der eine betet Fizli-Puzli, der andere d
Legitimität an. Aber alles was er gegen d
franzöſiſche Miniſterium ſagt, gegen deſſen Ve
waltung im Innern und nach Außen, iſt kl
wie die Sonne und rein wie Gold. „D
„Wahl-Monarchie hat der Fahne, der ſie ſi
„bemächtigt, bis jetzt noch wenig Ruhm ve
„ſchafft. Sie weht nur über der Thüre d
„Miniſter und unter den Mauern von Liſſ
„bon; ſie wurde nur von den Winden zerriſſe
„der Regen färbt ſeinen Purpur und ſein Hi
„melblau ab, und übrig bleibt ein ſchmu
„weißer Lappen, die natürliche Farbe der B
„ſtard-Legitimität... Der Scepter des jung
„Heinrichs, geſtützt von den Händen des jung

„Frankreichs, wäre für die Ruhe Frankreichs,
„ja für das Glück seines jetzigen Beherrschers
„selbst, weit ersprieslicher gewesen, als eine
„um einen Pflasterstein gewundene und aus dem
„Fenster geschleuderte Krone; eine Krone, die
„zu leicht, wenn sie sich von ihrem Gewichte
„trennt, zu schwer, wenn sie daran befestigt
„bleibt.... Ehrwürdige Personen, die Präla-
„ten der Quasi-Legitimität, betrachten uns als
„tolle Hunde, immer bereit auf Europa loszu-
„fahren, wenn nicht tüchtige Knechte uns an
„der Kette hielten. Das haben Franzosen öf-
„fentlich geäußert! Sie haben ihr Vaterland
„aufgedeckt, sie haben mit dem Finger auf dessen
„geheime Schäden gezeigt; sie haben es dem
„Hohne der Mächte blosgestellt; sie haben uns
„diesen als eine leichte Beute gezeigt, oder als
„Menschen, denen nur der Schrecken Energie
„geben würde. Als unser Muth von einst, be-
„zeugt durch so viele Eroberungen, wäre nur

„das Ergebniß der Furcht geweſen, die hinter „uns ſtand; unſer Ruhm nur die Folge unſerer „Verbrechen! Seyd artig, hat man uns zu „ſagen ſich erfrecht, und man wird nicht „über euch herfallen. Und ein ſolches „Wort konnte aus dem Munde eines Franzoſen „kommen! Und das Herz derer, die es gehört „das Wort, hat nicht gezuckt! Und das Blut „hat nicht gekocht in ihren Adern! Wenn das „Gebäude vom July nur auf der Hingebung „der Nationalwürde ruht, wird es zuſammen „ſtürzen; man baut kein dauerhaftes Denkmahl „auf Unehre. Triumphbogen, die man mit „Koth zuſammen knetete, würden nicht auf die „Nachwelt kommen."

Ueber die thörigten Friedenshoffnungen des Miniſteriums und wie ſie, von Furcht geblendet, der Gefahr zueilen, die ſie fliehen möchten, drückt ſich Chateaubriand wie folgt aus: „Zweifelt nicht „daran, die fremden Mächte, welche die Frei-

it unſrer Preſſe und Rednerbühne, ſchon mit
r Legitimität, mit Mühe aushielten, werden
: mit dem eingeſtandenen Prinzipe der Volks-
uveränität und einer auf der Straße zuge-
lagenen Krone noch ſchwerer ertragen. Sie
ögen ſich verſtellen, abwarten, vielleicht auf
ige Zeit bis auf einen gewiſſen Grad ent-
ffnen; ſie mögen euch ſagen, daß ihr durch
er friedliches Syſtem die Retter Europas
d, und euer Stolz iſt vielleicht naiv genug,
dieſe grobe Schmeichelei zu glauben. Wenn
: aber den verſchiedenen Mächten Zeit laßt,
: Revolutionen, Töchter der eurigen, zu er-
cken; wenn ihr ihnen ganz laut erklärt, ihnen
rthut, daß ihr keinen Krieg führen könnt,
ne in einen Bankerott, oder in eine Schrek-
sregierung zu ſtürzen — dann habt ihr ge-
n die einfachſten Regeln eurer Selbſterhaltung
ehlt. Nicht die, welche die Ehre Frankreichs
:theidigen, führen den Krieg herbei; ihr ſeyd

„es, die durch euer albernes Betragen Frank„reich einem neuen Einfalle blos ſtellt. Ihr wer„det für jetzt den Frieden haben, ich will es „wohl glauben; man kann keinem den Degen „in den Leib ſtoßen, der uns den Rücken zukehrt. „Aber fordert man in Frankreich, in dem Vater„lande der Ehre, auf ſolche Weiſe den Frieden?“

Die Cholera iſt jetzt wirklich in England, und wird dort, wenn ſie ſich einmal verbreitet, verheerender werden, als in jedem andern Lande, weil England, Gott ſey Dank, eine ſchlechte Polizei hat. Hat die Nachricht auf der frankfurter Börſe keinen Eindruck gemacht? Der Dr. *** hier will ein ſicheres Mittel gegen die Cholera gefunden haben: man ſoll jeden Morgen Tiſane von Sauerampfer trinken. Das iſt ein ſaueres Frühſtück. *** hat ſich gegen die Cholera tauſend Stück Blutigel ins Haus genommen — où peut-on être mieux qu'a sein de sa famille?

Dienstag den 15. November.

Ihr heutiger Brief hat mir sehr großes Vergnügen gemacht, und besonders freue ich mich über Ihre Freude an dem guten Erfolge meines Buches. Ich hätte das nicht erwartet. Ich sehe daraus wieder, wie wenig Kunst das Herz bedarf, um zu gefallen; daß die Aufrichtigkeit immer bewegt, und daß man der Wahrhaftigkeit selbst den Mangel der Wahrheit verzeiht. Denn weiß ich es nicht, wie oft ich mich geirrt haben kann? Weiß ich es nicht, daß tausend Leser anderer Meinung sind als ich? Aber sie sehen, sie fühlen, daß ich meine Gesinnung treu ausgesprochen, und darum sind sie zufrieden mit mir und glauben mir, wenn sie auch nicht meinen Reden glauben. Es wäre doch erschrecklich, wenn ich wirklich nicht mehr wagen dürfte nach

Deutſchland zu kommen! Dann könnte ich auch Deutſchland nicht mehr verlaſſen, ich wäre um die ſchönſten Stunden meines bens geprellt. Es wird aber ſo ſchlimm n ſeyn, Ihr ſeyd zu ängſtlich. Man hat größere Dummheiten, größere Miſſethaten zu gehen; zu ſolchen kleinen Betiſen und Spitz bereien hat man keine Zeit. Was das di matiſche Geſchwätz heißen ſoll, ich hätte vielen nichtsnutzigen Deutſchen Stellen verſch weiß ich wahrhaftig nicht. Vielleicht meint r Anſtellungen bei Zeitungsredactionen. Und c dieſes hat keinen Sinn. Es wird wohl ni anders ſeyn, als daß ich mehreren Deutſ Nachrichten und Stoff zu misfälligen Zeitun artikeln geliefert habe.

Mittwoch, den 16. November.

Eines der kleinen hiesigen Blätter enthielt gestern folgendes: „au cimetière Montmartre on lit cette inscription sur une tombe nouvelle: Ci gît M. le Baron Jean de Bruckmann, conseiller actuel de sa majesté le roi de Prusse. La place qu'occupe actuellement M. Bruckmann, ne lui sera enviée par personne.“ Es ist schon traurig genug, daß deutsche Hofräthe nicht unsterblich sind; aber daß sie gar in Paris sterben, das ist herzzerreißend. Man sieht die schrecklichen Folgen. Erfrecht sich ein unverschämter Franzose, sich über einen königlich preußischen wirklichen Rath lustig zu machen; was würde er sich nicht erst gegen einen unreellen erlauben! Es muß doch ein unerklär-

licher wunderbarer Zauber in einem Titel sey
Es ist das dritte edle Metall. Mancher, i
dem Silber widersteht, widersteht doch d
Golde nicht, und wer dem Golde widerste
unterliegt oft einem Titel. Da ist ein gew
ser Münch, ein politischer Schriftsteller t
einigen Talenten; der war früher ein hei
Demagog, sein Liberalismus stand auf
Grad Reaumüre im Schatten. Der Kö
der Niederlande machte ihn vor einigen Jah
zum Professor, und augenblicklich sank s
Liberalismus auf 15 Grad. Kürzlich wu
er vom Könige von Würtemberg zum geheim
Hofrath ernannt, darauf kam Herr Münch d
Gefrierpunkte sehr nahe. Wird er einmal
heimer Regierungsrath, sinkt er gar un
Null herab. Zwar erwarb er sich durch s
Sinken nicht blos einen Titel, sondern au
einen jährlichen Gehalt von dreitausend Gu
de aber das Geld ist doch hier nur das Gebac

ne zur Chocolade, dazu gegeben um sie bequemer auszutunken; die Hauptflüssigkeit bleibt der geheime Hofrath. Für den Gehalt besorgt Herr Münch die Stuttgarter Bibliothek, aber für den geheimen Hofrath arbeitet er an der Hofzeitung, und sucht alle Tage zu beweisen, daß die Regierung immer Recht hat dem Volke gegenüber, und daß es sehr löblich ist, wenn sie alles Schlimme ohne langes Zaudern auf einmal thue, damit das Volk den bittern Trank schnell hinunter schlucke; das Gute aber nur allmählig, daß man es mit langsamen Zügen hinunter schlürfe und der Genuß um so dauernder sey. Mit welcher rastlosen Feindseligkeit in Deutschland die öffentliche Meinung verfolgt wird, mit welcher Unverschämtheit die Censur jede Wahrheit unterdrückt, und sich zur unverlangten Beschützerin selbst jeder ausländischen Lüge hervordrängt, sobald diese Lüge zum Vortheile einer Regierung gereicht — da-

von liegt eben ein neuer Beweis mir u
den Augen. Dr. * * * der ein Korref
dent der allgemeinen Zeitung iſt, beric
kürzlich von dem Prozeſſe des Journal
Marraſt, der in ſeiner Zeitung, die Trib
den Miniſtern Soult und Perrier öffen
vorgeworfen: ſie hätten bei dem Waffen=
kauf in England ihren großen Vortheil geh
Der Bericht ſagt: „Von Soult glauben,
„le Leute, es ſey nicht unmöglich, daß
„neben ſeinen militairiſchen Beſchäftigu
„auch auf Profit ausgehe; man erinnert
„ſein Benehmen in Spanien, an ſeine u
„zahlte Bildergallerie. Perrier ſteht eben
„im Rufe, als laſſe er ſich nicht gern e
„Profit entgehen; auf ihn bezieht man a
„mein das Wort des Figaro: „d'autres
„prêté à la petite semaine. Doch
„halten beide Miniſter in Betr
„ihres allgemein rechtlichen Cha

„ters für unschuldig.“ Zu diesen unterstrichenen Worten, bemerkte * * *, von dem ich die allgemeine Zeitung leihe, mit der Feder: dies habe ich nicht geschrieben. Das hat also die Augsburger Censur hinzugesetzt. Oder vielleicht hat es der Redakteur der allgemeinen Zeitung selbst gethan, — ein talentvoller aber wunderlicher Mann, der seit zwanzig Jahren mit wahnsinniger Beharrlichkeit den Stein der Weisen sucht, und sich abmüht, die Diplomatik mit der Wahrheit zu amalgamiren, um eine goldene Zeitung hervorzubringen.

Zehnter Brief.

Paris, Donnerstag den 17. November 1831.

In dem Buche des cent-et-un ist auch ein Kapitel: la première représentation. Der Verfasser Merville, selbst ein dramatischer Dichter, beschreibt die Nöthen und Aengste, die der Dichter während einer ersten Aufführung erleidet: die unberechenbare Laune des Publikums, der Eigensinn, die Willkühr und der Unverstand der Schauspieler, die geheimen Schliche der Feinde, die Falschheit der Freunde — es ist wirklich schauderhaft. Ein Thor, wer nach

Ruhm ſtrebt, und ſein Glück den Winden, ſeine Ruhe dem Waſſer anvertraut!

Nun, euere Allerheiligen-Revolution iſt a ſchon wieder gedämpft! Du brauchſt dich nicht zu ſchämen, Frankfurt; auch Warſchau iſt gefallen, und war doch mehr als du. Die räthſelhafte Geſchichte war mir ganz klar, noch ehe ich in einem öffentlichen Berichte aus Mainz geleſen, daß man einen Theil der Bundesgarniſon, um Platz zu gewinnen, nach Frankfurt verlegen wolle. Das iſt's. Vierzig Jahre der Kriege und Revolutionen ſind durch Frankfurt gezogen, und nicht einmal während ſolcher ſtürmiſchen Zeit hat dort das Militair eine Gewaltthätigkeit, die Bürgerſchaft ſich eine Empörung gegen die Geſetze zu Schulden kommen laſſen. Ganz gewiß wurde hier oder dort der ſchwache Funke der Unzufriedenheit angeblaſen und Brennmaterialien darauf geworfen. Das war leicht zu

machen. Frankfurt iſt ja ſeit 1814 das Hauptquartier der vaterländiſchen geheimen Polizei, und der General-Stab iſt aus den vortrefflichſten Schurken zuſammengeſetzt. Unſere weiſe Regierung wird nun von den zehntauſend Bücklingen, die ſie ſeit fünfzehn Jahren der Bundesverſammlung verehrt hat, nichts als die Rückenſchmerzen übrig behalten. Jetzt iſt wieder die verdammte Bockenheimer Zeitung ſchuld an Allem! Sie werden in Deutſchland noch verrückt über die Zeitungen; es ſind die Furien, die das Gewiſſen unſerer Regierungen verfolgen. Ich las mit geſpenſtiſchem Grauſen, daß der Senat den Schatten einer Verordnung von 1660 aus dem Grabe hervorgerufen, um die Bockenheimer Zeitung damit zu vertilgen; die Hexe von Endor hätte es nicht ſchauerlicher machen können. Aber die Naivität, die unbeſchreiblich heitere Naivität: daß jene alte Verordnung von 1660

: der jungen Geſetzgebung der deutſchen
ndesverſammlung in der liebevollſten Ein-
cht lebe — wie unſer Senat erklärte, —
ſcheuchte alle Schrecken der Nacht von
:, und ich mußte laut auflachen. Hätte
ſo etwas geſagt, hätte man es für fre-
haften Spott und Preßfrechheit erklärt.
e Arretirungen in Frankfurt während der
ruhen würden bei Nacht vorgenommen.
as mich betrifft, ſo erkläre und entſchuldige
einen ſolchen ſchändlichen Friedensbruch leicht
nit, daß dort die Regierung wie überall der
tipode des Volks iſt, und ſie daher Tag hat,
hrend jenes Nacht. Wie aber unſere Bürger,
ſere Advokaten, die ſich mit mathematiſcher
ographie und Moralphiloſophie nicht viel be-
äftigen, eine ſolche ſchauderhafte Gewaltthätig-
t, einen ſolchen finſtern Uebermuth aus dem
ittel-Alter ertragen — das begreife ich, das
zeihe ich nicht. In Frankreich iſt man ja

freier im Gefängniß, als bei uns in der Freiheit. Der Polizei, die nur von Willkühr lebt, die fürchterliche Gewalt zu geben, jeden, den sie anschuldigt, jeden, den sie beargwohnt, aus seinem, selbst bei jedem Mörder heiligen unverletzlichen Asyl, aus seiner Ruhestätte zu reißen, den Unschuldigen oft von dem einzigen Zeugen seiner Unschuld, vom Tageslicht zu trennen — ist eine Tyrannei so schändlicher Art, daß wer sie schweigend duldet, noch strafbarer ist, als wer sie übt. Und das in einem Staate, wo die Gerichte im Dunkeln Recht sprechen, und wo die Presse unter der schmählichsten Sklaverei steht! Wenn eine solche nächtliche Arretirung einen Fremden trifft, dann ist er wie verschwunden von der Erde, denn kein Tagesblatt darf Nachricht geben von dem Werke der Finsterniß, und der Tod gewährte dann einem Solchen größere Sicherheit als die Gefangenschaft; denn eine Verstorbenen wird doch wenigstens ein öffen

icher Todesschein ausgestellt. Was machen denn
n Frankfurt unsere jungen Gesetzgeber, unsere
ugen Senatoren? Wie dulden sie solche Schänd-
chkeiten? Wozu denn haben sie die Universitä-
n des neunzehnten Jahrhunderts besucht? Wenn
: sich in Frankfurt mit einem Staatsrechte
d einer Gesetzgebung aus dem sechszehnten
hrhundert begnügen, hätten sie ihren Eltern
: Studienkosten ersparen können. Das eben
ber Jammer — wir haben keine Jugend;
ehald sie in den gesetzgebenden Körper kom-
n, werden sie dickbäuchig; sobald in den Se-
t, werden sie grau; sie beginnen mit geheu-
lter Sympathie und endigen mit aufrichtiger.
— Sind Sie heute bei Verstand? Diese
age darf Sie nicht beleidigen; ich würde Sie
: fragen: sind Sie heute bei Herz? Nun, wenn
e bei Verstand sind, will ich Ihnen ein Räth-
aufgeben, das mich gestern Abend eine halbe
unde lang beschäftigt hat, und das der erste

Philoſoph in der rue de Provence nicht zu
ſen vermochte. Beſchämen Sie mich. In
hieſigen Blättern ſtand vor einigen Tagen
gende öffentliche Ankündigung, die aus der
zette de la vallée cherry entnommen
Ob dieſes That in Frankreich oder in der ſ
jöſiſchen Schweitz liegt, weiß ich nicht. „Il
dès à présent interdit à toute p
sonne quelconque d'épouser ma fi
Betzy. Unterzeichnet: J. G. Miller.“ W
che Urſache kann ein Vater haben, jedem
Ausnahme zu verbieten, ſeine Tochter zu
rathen? Eines der erwähnten Blätter zerb
ſich auch den Kopf darüber und ſtellt al
Vermuthungen auf, von welchen aber eine
mer dümmer iſt als die andere. Selbſt die
die der Zeitungs-Schreiber feſt hielt, befrie
mich nicht, ob ſie zwar etwas für ſich hat.
Zeitungs-Schreiber ſagt: nachdem er viele
lehrte Perſonen, unter andern, Apotheker,

ger, Schriftsteller und Zahnärzte zu Rathe zogen, sey er endlich bei der Idee stehen geblieben: daß die Tochter des J. G. Mil- ein Sohn sey. Diese Sache ist für ei- n Franzosen zu tief, in Deutschland wird man leichter herausbringen. Machen Sie sich al- an das Werk. Ich hätte große Lust die Sa- in eine Frankfurter Zeitung zu setzen, um dortigen Gelehrten aufzufordern sich mit die- wichtigen Angelegenheit zu beschäftigen: aber Censur würde den Artikel streichen. Denn Mädchen aus dem Thale heißt unglücklicher ise Betzy, und diesen Namen führt auch in nkfurt ein Pastetenbäcker. Es wäre Preßfrech- t, so etwas drucken zu lassen.

Nichts pikanteres giebt es zum Frühstücke, als täglich hier erscheinenden kleinen Blätter nicht- tischen Inhalts. Es ist wie Austern und Ca- . Mich wundert nur, daß bei dem großen falle, den sie nothwendig finden müssen, de-

ren nicht mehrere herauskommen. Ich kenn nur drei: Der Figaro ist mit unendlich vi Geist geschrieben, und hat das ganze Jahr dur aber auch nicht einen trüben Tag. — Die beide andern, ob sie zwar keinen solchen Luxus vo Witz ausbreiten, lesen sich doch auf das ange nehmste, und ich erinnere mich nicht, daß i je eine einzige Zeile darin hätte übergehen mö gen. Dabei kann ich mich nun nie enthalten, die Blätter mit unsern deutschen ähnlicher Art z vergleichen, und ich komme dann immer auf ei Resultat, das mir nicht ganz klar ist. Al was die hiesigen Blätter, den deutschen gege über, an äußern günstigen Verhältnissen voraa haben: die Freiheit der Presse, die ungestör Benutzung der Politik, besonders der reich z sammengehäufte täglich wechselnde Stoff, d ihnen die große Hauptstadt, in Kunst, Wisse schaft, Theater, Literatur, geselligem Leben u Tagsgeschichten, darbietet — das alles stelle

n deutſchen Blättern zur Rechnung, und brin-
es in Abzug ihrer Schuld. Aber ſelbſt nach
m Allen haben ſie mir wegen ihrer ewigen
införmigkeit und unendlichen Langweiligkeit noch
ehe zu ſtehen. Es liegt eben eine Monats-
emmlung von einem der erwähnten Blätter
r mir auf dem Tiſche; es heißt L'Entr'acte
d iſt das unbedeutendſte von allen. Ich neh-
e die erſten acht Blätter zur Hand, um de-
n Inhalt zu zählen, zu meſſen und zu wiegen.
as Blatt iſt gleich dem Morgenblatte, in Quart
druckt, aber etwas weitläufiger, ſo daß es we-
ger enthält als jenes. Von den vier Seiten
s Blates fallen erſtens zwei Seiten weg, die
nz mit den Anzeigen der Theaterſtücke des
ages und den Namen der darin auftretenden
erſonen ausgefüllt ſind. Von den zwei übri-
n Seiten bringe ich täglich eine Spalte in Ab-
g, welche ſogenannte Miszellen, hier cause-
es genannt, enthalten. Gegen dieſe könnte

man freilich einwenden, daß die unbeschränkt satyrische Freiheit ihnen zu statten komme. Hier darf man die Uebermüthigen und die Narren mit Nadeln stechen, in Deutschland nur zuweilen mit dem Kopfe eines Nagels tüpfen. Bleiben also für jedes nur noch drei Spalten übrig. Und in dem engen Raume dieser drei Spalten enthalten die acht ohne Wahl herausgerissenen Blätter: 3 Bücherkritiken, 3 Theaterkritiken, 2 Romane und 12 Aufsätze, deren Titel ich Ihnen mittheile, damit Sie daraus sehen, daß es frei gewählte Formen sind, allgemeine Stoffe, die den deutschen Schriftstellern der kleinsten Stadt auch zu Gebote ständen. Die Musik wie ich sie liebe. Der Tag nach der Hochzeit. Erörterungen unter Freunden. Der finstere Mann. Der fröhliche Mann. Die Cholera-Zeitung. Die Kunst von dem Daumen zu lesen. Warum der Fußgänger mehr Ideen hat, als der im Wa-

gen ſitzt. Das Ende der Welt. Der Eck am Kamin. Der ehrliche Mann wider Willen. Ueber die verſchiedenen Arten, wie die Menſchen mit ihren Kleidern verfahren. Und was ſolche Artikel beſonders auszeichnet, iſt deren Kürze. Das Kurze mißfällt nie; man kann in zwei Minuten nicht langweilig ſeyn, es gehört Zeit dazu. Iſt ein ſolcher Artikel unangenehm, ſo war es doch eine Pille, keine Mixtur, man ſchluckt es hinunter; denn der Kopf hat wie der Magen ſeine Geſchmacksnerven, was einmal darüber hinaus iſt, ſchmeckt der Geiſt nicht mehr. Warum können oder wollen nun unſere deutſchen Schriftſteller in ihren Journalen keine ſolchen kurzen Aufſätze machen? Ich kann nicht klug daraus werden, und bitte Sie daher, wenn Sie nach Auflöſung des großen Räthſels von der Betzy Miller noch etwas Verſtand übrig behalten, auch über dieſes dunkle Geheimniß nachzudenken.

Samstag den 19. November

In einer Anzeige von Heine's Adelsb heißt es unter andern: „Auch ſetzt ma nigen Zweifel in die Aufrichtigkeit der E nungen Heine's, indem es einiges Auf macht, den burlesken Satyriker oder den dern Komiker auf einmal als Freiheits-A wiederzufinden.“ Das ſteht in den Leip Blättern für litterariſche Unter tung, der größte Viehſtall, den ich je ge

— Haben Sie denn wirklich gemeint, Loben meiner Briefe würde immer ſo fo hen? O, laſſen Sie nur erſt die preußi Rezenſenten kommen und den Leipziger S ſtall aufthun; da werden Sie noch ganz dere Dinge hören. Wenn ich Wunden ſch hätte ich den Kampf vermieden. Die S thun mir gar nicht Unrecht, die in den S

meine frühere Mäßigung nicht finden; aber thun ſich ſelbſt unrecht, daß ſie ſie ſuchten. ie Zeiten der Theorien ſind vorüber, die Zeit r Praxis iſt gekommen. Ich will nicht ſchrei- en mehr, ich will kämpfen. Hätte ich Gele- enheit und Jugendkraft, würde ich den Feind m Felde ſuchen; da mir aber beide fehlen, ſchärfe ich meine Feder, ſie ſo viel als mög- lich einem Schwerte gleich zu machen. Und ich werde ſie führen, bis man ſie mir aus der Hand ſchlägt, bis man mir die Fauſt abhaut, die mit der Feder unzertrennlich ver- bunden iſt. Die Mäßigung iſt jetzt noch in meiner Geſinnung, wie ſie es früher war; aber ſie ſoll nicht mehr in meinen Worten er- ſcheinen. Damals, als ich ſo ruhig ſchrieb, ürmte es gerade am heftigſten in mir; weil ch noch nicht wußte was ich wollte, ging ich ngſam und ſprach bedächtig. Jetzt aber, mir klar geworden, was ſie wollen, weiß

ich auch, was ich will, ich darf mich
Strome meines Herzens überlaſſen, habe ni
mehr zu wählen und nichts mehr zu beden

Was fällt nur den Leuten ein, daß
ein Feind von Rothſchild ſey? Ein Glück
mich, daß ich es nicht bin; denn wäre ich
hätte ich nicht von ihm geſprochen, und h
die Wahrheit meiner Ehre aufgeopfert. Se
den Menſchen Rothſchild habe ich gar nic
aber weil er Rothſchild iſt, ſetze ich ihn
Königen gleich, und das kann ihn doch ge
nicht verdrießen, wenn er auch nicht zu ih
gehören möchte, da er am beſten weiß,
tief jetzt ein König unter Pari ſteht. A
er iſt der große Mäkler aller Staats-Ar
hen, welcher den Fürſten die Macht g
der Freiheit zu trotzen, und den Völkern
Muth nimmt, ſich der Gewalt zu widerſe
Rothſchild iſt der hohe Prieſter der Fu
die Göttin, auf deren Altar Freiheit, V

Landsliebe, Ehre und jede Bürgertugend geopfert werden. Rothschild soll in einer Börsenstunde alle seine Papiere losschlagen, daß sie in den tiefsten Abgrund stürzen, dann eile er in meine Arme und er soll es spüren, wie fest ich ihn an mein Herz drücke. Wahrhaftig es scheint, daß diese Menschen die Freiheit bei andern noch mehr fürchten als ihre eigene Armuth, sonst würden sie nicht mit so ängstlicher Eile ihr Geld zu den Füssen der Könige werfen, so bald sie es verlangen. Ob wir einmal frei werden, weiß ich nicht, aber für die künftige Armuth der Papier-Reichen will ich mich verbürgen.

Der hohe Senat erzeigt mir zu viel Ehre, wenn er ungehalten gegen mich ist. Habe ich denn wirklich gesagt, die Franzosen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt schlecht behandelt worden? So viel ich mich erinnere, habe ich nur erzählt, daß es so von den Franzosen hier

behauptet worden. Meine Pension können sie mir nicht entziehen, denn sie haben mir sie nicht gutwillig zuerkannt, sondern waren durch einen Beschluß der deutschen Bundesversammlung dazu verpflichtet worden. Freilich würde ich in solcher Gefahr auf den Schutz der hohen deutschen Bundesversammlung nicht rechnen dürfen, denn diese greift nie in die Ungerechtigkeit eines einzelnen deutschen Staates ein, sondern nur in die Gerechtigkeit. Aber fürchten Sie doch nicht, daß sie mir in Frankfurt etwas zu Leide thun. Geschieht es, geschieht es ja nur aus Rache, und Menschen solcher Gesinnung würden mich nach sich selbst beurtheilen, und sich fragen, was gewännen wir dabei, wenn wir ihm seine Pension entziehen? Er würde uns dann erst recht feindlich entgegen treten. Hat doch, wie sie behaupten, die einzige Bockenheimer Zeitung Mord und Todschlag in Frankfurt erregt, was könn-

t ich nicht erſt anſtiften, dem alle Blätter ffen ſtehen! Und um jährlich vierhundert ulden herauszumorden, würde Frankfurt nicht nug ſeyn, der Untergang von ganz Deutſch- nd müßte dazu beitragen. Das würde man denken.

Geſtern fand ich in einem deutſchen Blatte, s ganz kürzlich erſchienen, angezeigt: „Iam ippur der Verſöhnungstag. Novelle von avid Russa.“ Es iſt das erſte Werk eines ngen Schriftſtellers, und wird (freilich vom erleger ſelbſt) ſehr gelobt. Empfehlen Sie s Buch unſern Juden. Es ſoll ihr Herz auf- kern, damit man nach ausgejäteten Metal- ques etwas Liebe und Menſchlichkeit hinein- n könne. Es iſt in Leipzig erſchienen.

Sonntag den 20. November.

Die Theilnahme der Pariſer für die unglü
lichen Polen zeigt ſich eben ſo warm, als früh
für die Kämpfenden. Es macht ihnen Eh
ich hätte es kaum erwartet. Die kämpfend
Polen gewährten ein ſchönes Schauſpiel, l
beſiegten, vor der Tyrannei flüchtigen Pol
zeigen nur den nackten, häßlichen Ernſt. A
Theater wollen nach der Reihe Vorſtellung
zum Beſten der Polen geben, und ſie bereit
dazu eigene aus der neueſten polniſchen G
ſchichte bearbeiteten Stücke vor. Gaſtern mach
das Theater de la Porte St. Mart
den Anfang. Sie gaben la vieilleſſe
de Stanislas. Das Stück wird ſeit oh
gefähr vierzehn Tagen gegeben, und bei jed
Vorſtellung wird den Polen eine eigene Lo
unentgeldlich überlaſſen. Die Miniſter in i

ren Blättern ärgern sich gar sehr darüber, und lassen sagen: ob denn das Mitleid wäre, wenn man den unglücklichen Polen jeden Abend das Bild ihrer Leiden vor die Augen bringe? Bis zur Gemeinheit zeigen sie ihren Aerger. Die Hauptrolle im Stanislas hat der zwar alte aber noch immer frische Pottier, und da sagen die ministeriellen Theater-Artikel, das Stück sollte nicht heißen la vieillesse de Stanislas, sondern la vieillesse de Pottier. Sie möchten gern ihre zugleich niederträchtige und wahnsinnige Politik, die sie gegen Polen und Rußland befolgt haben, vergessen machen, und es muß sie darum aufbringen, jeden Abend im Theater die Begeisterung, den Spott und den Grall der Pariser neu angefacht zu sehen. Die vielen Polen, die jetzt hier zusammentreffen, machen den Ministern grausame Kopfschmerzen, und sie gehen mit dem Gedanken um, sie alle nach dem südlichen Frankreich zu verweisen. Es ist

ihr warmes Sibirien. Der Kaiser Nikolas preßt seinen Sieg aus bis auf den letzten Tropfen, und wirft dann dem König Philipp die Schaalen vor die Füsse. Es wundert mich nicht und ich nehme es ihm gar nicht übel. Die deutschen Diplomaten und ihre Federknappen haben seit einem Jahre die Milde, Großmuth und Gerechtigkeit, welche künftig Kaiser Nikolas gegen die Polen zeigen würde, so hoch in den Himmel erhoben, daß Nikolas, in der Verzweiflung, das erhaltene Lob zu erreichen, lieber gar nicht darnach strebt, sondern bleibt, wo, was und wie er ist — der Beschützer und Verbündete jedes Tyrannen und der Feind und Unterdrücker jeder Freiheit in Europa. Die ganze polnische Armee, die sich nach Oesterreich und Preußen zurückgezogen, ist verbannt und darf nie in ihr Vaterland zurück. Schon dreitausend Polen wurden nach Sibirien geschickt. Viele wurden hingerichtet, Unzählige ihrer Güter be-

raubt und mit ihren Kindern dem Hungertode preis gegeben. Sie machen gar kein Geheimniß aus ihrer Rache. Die Namen der Hingerichteten, Verbannten, Beraubten, werden in den Zeitungen amtlich mitgetheilt. Es ist fürchterlich zu lesen. Die naive preußische Staatszeitung theilt dieses alles mit, wahrscheinlich damit die deutschen unartigen Kinder Furcht vor der großen russischen Ruthe bekommen. Es liegt grade so ein Rache-Verzeichniß vor mir. Man schaudert, wenn man liest, daß in Rußland die Landgüter nach Seelen gemessen werden, wie bei uns nach Morgen. So heißt es in einem Confiscations-Register von Gütern polnischer Rebellen: ein Gut von hundert ein und siebenzig männlichen Seelen, ein jährliches Einkommen 1318 Rubel, 80 Kopeken Silber bringend, dem N. N. gehörig — ein Gut von hundert acht und neunzig Seelen, — ein Gut von zwei hundert männ-

lichen Seelen. Das sind schöne männliche Seelen, die sich eine solche Behandlung gefallen lassen, und sich dabei nicht soviel rühren, als die Scholle hinter dem Pfluge! Nichts macht einen komischeren Eindruck, als wenn man nach den prächtigen kaiserlichen Strafen der polnischen Rebellen die armseligen Belohnungen liest, mit welchen man die treugebliebenen Polen erfreut. So wurde ein litthauischer Edelmann, „der beim Ausbruch des Aufstandes seinen Bauern die Waffen abnahm, und selbst als einfacher (sollte heißen einfältiger) Freiwilliger in der russischen Armee gegen die Insurgenten kämpfte, worin er sich augenscheinlichen Gefahren aussetzte, in Betracht „seiner so ausgezeichneten treuen Dienstleistungen" — zum Titular-Rath ernannt. Da sind doch unsere deutschen Hofräthe klüger; sie setzen sich für ihre Titel keiner größern Gefahr aus, als höchstens zum Narren gehalten zu werden. Was

mich nun, nach ſolchen ſchändlichen Handlungen der Despotie, wie immer, am meiſten bewegt, das ſind ihre ſchändlichen Reden, ihr Spott, der, ohne ihre Macht zu vermehren, nur den Schmerz der Unterdrückten vergrößert. Wenn man jetzt die Artikel lieſt, welche alle Tage die ruſſiſche Warſchauer Zeitung enthält, muß man ſich den Kopf zuſammen halten, daß er nicht auseinander fällt. Es iſt eine genialiſche Unverſchämtheit. Ein ſolcher Artikel ſprach in dieſen Tagen über die Urſachen der polniſchen Revolution, und unterſucht, welche gegründete Beſchwerden denn die Polen gegen die ruſſiſche Regierung gehabt hätten? Der Kaiſer hätte ſie mit Wohlthaten überſchüttet, und hätten ſie auch kleine Beſchwerden gehabt, wo es denn ein reines Glück in der Welt gäbe? Man wolle nun die vermeintlichen Beſchwerden der Polen über die Verletzungen der Conſtitution beſprechen, und

ſonnenklar zeigen, wie ungegründet ſie waren
Die Unterdrückung der Preßfreih
Aber ſeit wann können wir uns ohne die
nicht mehr behelfen?... Der Mange
nes conſtitutionellen Budgets!
die Miniſter haben den Kammern das Bu
nicht vorgelegt, weil ſie vorher ſahen, es
de verworfen werden.... Die geheime
lizei! Aber wie gelind muß dieſe gen
ſeyn, da ſie den Ausbruch der Revolution
verhindern konnte.... Die Aufhebung
Oeffentlichkeit in den Reichstag-A
handlungen! Nun, was iſt's denn wei
Dadurch hat das Publikum nur eines ſ
unentgeldlichen Schauſpiele verlohren. Und
um eine Revolution anfangen? „Selbſt E
land (hören Sie, hören Sie) würde g
einwilligen, daß die Thüren ſei
Parlaments dem Publikum verſch
ſen werden, und daß man ſeine P

freiheit beſchränkt, wenn es ſich gegen ein ſo geringes Opfer eines Theiles ſeiner National-Schuld entledigen, und ſeinen Fabrikanten den Markt des ganzen Nordens eröffnen könnte!“ O! das iſt zu himmliſch! Wenn der öſterreichiſche Beobachter das lieſt, wird er ausrufen: Ponds-toi, figaro, tu n'as pas deviné celui-là! Aber die preußiſche Staatszeitung, die die Streiche mittheilt, ſcheint ſich über die Schelmerei ihrer ruſſiſchen Suzane nicht zu wundern; denn ſie denkt wohl, bei Gelegenheit könne ſie es noch ſchöner machen.

Jetzt heißt es, der Kaiſer Nikolas ſei darum nach Moskau gereiſt, um mit ſeinen getreuen Edelleuten dort zu überlegen, ob er ſeinen Völkern etliche Freiheiten und welche er geben ſolle. Und das thut er, um die Eiferſucht der Ruſſen zu beſchwichtigen, daß ſie nicht murren, wenn den Polen nicht alles geraubt wird. Wir wol-

len ſehen. Iſt es aber nicht wunderlich, daß die Fürſten, ſo oft ſie die Freiheit unterdrücken wollen, keines Menſchen Rath brauchen, ſondern auf der Stelle mit ſich einig und entſchloſſen ſind; ſobald ſie aber ihren Völkern Freiheit geben wollen, bei allen Leuten herumfragen, was ſie davon halten, und ſehr herablaſſend dem geringſten ihrer Unterthanen erlauben, nur ohne Scheu ſeine Meinung zu ſagen? Die künftige polniſche Freiheit wird man in Wien auf der Straße predigen dürfen; ſo unſchuldig wird ſie ſeyn. Darin aber irren ſich ſo viele Menſchen, daß ſie glauben, Rußland, Oeſterreich und Preußen verſagten ihren Völkern conſtitutionelle Freiheit, und verhinderten deren Entwicklung in den kleinen Staaten, blos aus Haß gegen die Freiheit allein und aus Liebe zur unbeſchränkten Herrſchaft. Das iſt freilich ein Hauptbeweggrund, aber es iſt nicht der einzige. Der andere liegt darin: daß wenn die großen Mächte

n Staaten Konſtitutionen gäben, ſie unfehl-
ihren politiſchen Einfluß auf die kleineren
chte verlieren würden — einen Einfluß, den
nur dadurch erwerben und erhalten, daß die
kokratie in dieſen kleinen Staaten, in ihrer
ſt vor dem Andrang der Demokratie, ſich
Schutz flehend nach Petersburg, Wien und
lin wenden — ein Schutz, der ihnen auch
auft wird, und den ſie mit Verrath ihres
erlandes und ihres Fürſten theuer bezahlen.
in iſt die Hoffnungsloſigkeit der gegenwär-
n Lage Europas, und darin iſt die Thorheit
hieſigen Miniſter, welche träumen, alle Ver-
ung könnte friedlich gelöſet werden.

len ſehen. Iſt es aber nicht wunderli
die Fürſten, ſo oft ſie die Freiheit unte
wollen, keines Menſchen Rath brauchen,
auf der Stelle mit ſich einig und ent
ſind; ſobald ſie aber ihren Völkern Frei
ben wollen, bei allen Leuten herumfrage
ſie davon halten, und ſehr herablaſſend
ringſten ihrer Unterthanen erlauben, n
Scheu ſeine Meinung zu ſagen? Die
polniſche Freiheit wird man in Wien
Straße predigen dürfen; ſo unſchuldig
ſeyn. Darin aber irren ſich ſo viele M
daß ſie glauben, Rußland, Oeſterreich un
ßen verſagten ihren Völkern conſtitutione
heit, und verhinderten deren Entwicklung
kleinen Staaten, blos aus Haß gegen d
heit allein und aus Liebe zur unbeſch
Herrſchaft. Das iſt freilich ein Haup
grund, aber es iſt nicht der einzige. A
dere liegt darin: daß wenn die großen

n Staaten Konſtitutionen gäben, ſie unfehl-
ihren politiſchen Einfluß auf die kleineren
hte verlieren würden — einen Einfluß, den
ur dadurch erwerben und erhalten, daß die
okratie in dieſen kleinen Staaten, in ihrer
t vor dem Andrang der Demokratie, ſich
Schutz flehend nach Petersburg, Wien und
in wenden — ein Schutz, der ihnen auch
uft wird, und den ſie mit Verrath ihres
rlandes und ihres Fürſten theuer bezahlen.
n iſt die Hoffnungsloſigkeit der gegenwär-
Lage Europas, und darin iſt die Thorheit
ieſigen Miniſter, welche träumen, alle Ver-
ung könnte friedlich gelöſet werden.

Montag den 21. November.

Geſtern Abend trat die Devrient in Roſſin Othello auf. Sie ſpielte die Desdemona, Ma dame Malibran den Mohren. Allen Dilettan und den vielen Amanti der ſchwarzen Schön war ſehr bange vor dem kühnen Unternehme und ich fand, daß ihre Furcht noch lange nic groß genug geweſen. Wäre nicht eine der Gr zien, aus gewohnter Liebe, der Malibran tr geblieben, ſie hätte ſich ſehr lächerlich gemach Was doch die Eitelkeit ſchlecht rechnet! Sie wo te donnern und blitzen, wie ein afrikaniſches G witter, aber die Stecknadelnatur des weiblich Zornes ſtach überall hervor, und das dünne ſpi Grimmchen war gar zu komiſch. Die Malibr hat eine zarte feine Geſtalt, und ſo blieb i nichts anders übrig, um einen Mann vorzuſt

len, als alles was ihr von männlicher Kraft bekannt war, um Mund und Augen anzuhäufen. Sie warf in einem fort die Lippen höhnisch aus, rollte die Augen, zog die Augenbrauen finster zusammen. Das sollte Eifersucht, Wuth, Rachedurst vorstellen; aber es glaubte ihr Niemand ein Wort. Ihrer schönen Stimme that sie Gewalt an, daß man sich erbarmen mußte. Ich sah doch, daß die Leute hier unpartheyisch sind und sich von keiner vertrauten Vorliebe bestechen lassen. Der Beifall war kalt, noch mehr, er war kühl, und man konnte merken, daß die alte Gewohnheit verführen wollte, man ihr aber kein Gehör gegeben. Die Devrient, noch eine schöne Frau, hat eine volle, klangreiche Stimme, die mir nur manchmal zu heldenmäßig vorkam. Ich glaube, sie hat einigemal geschrien. Haben sie nichts gehört? Ihr Spiel ist zu loben; sie hat gelernt und gebraucht schöne akademische Stellungen. Den Schmerz der Des-

demona spielt sie oft edler als die Malibr
die gläubige Deutsche hat einen Zug von
schmerzensreichen Mutter um ihre Lippen,
die ungläubige Französin nicht auszudrü
vermag .... Selbst der Zufall machte
über diese lächerliche Vorstellung lustig.
am Schlusse Desdemona und Othello todt
dem Boden liegen und der Vorhang fallen s
te, blieb er hängen. Die Devrient, die
Fremde wohl nicht recht wußte, wie sie sich
betragen habe, erhob ihren Kopf und sah n
der Malibran hin, um ihrem Beispiele zu
gen. Diese aber ließ sich gar nicht irre mac
und blieb todt. Da gab es denn ein unbän
ges Gelächter, und auf diese Weise konnte je
Unzufriedene mit Anstand seinem Spott L
machen. . . Nach Othello kam noch eine kl
komische Oper: la prova d'un opera seria,
eine Art von Kapellmeister von Venedi
den man in Deutschland spielt. Lablache u

die Malibran waren unvergleichlich. Aber das iſt ein altes Wort für eine ganz neue Empfindung und das ich bloß aus Noth gebrauche. Die Malibran und das Haus vergüteten ſich reichlich an Verdienſt und Lohn, was ſie in der vorhergegangenen Vorſtellung einander ſchuldig geblieben. Ich will aber weiter kein Wort darüber ſprechen. Ich wäre ja ein Narr, wenn ich Ihnen immer aufrichtig berichtete, was ich für ein Narr geweſen!

—

Unſer König hat geſtern ſechs und dreißig Stück Pairs gemacht, neue Säulen den Thron zu ſtützen, neue Faſchinen in den Strom der Zeit zu legen, daß der demokratiſche Schlamm ſich daran feſtſetze. Geſtern war Sonntag, aber die Gewalt hat keinen Feiertag. Mir war dieſe Sache immer gleichgültig geweſen. Sie mögen Pairs haben oder keine, erbliche oder nur lebenslängliche: das ändert nichts. Neue Ruinen, wie in den engliſchen Gärten, das ſind

unschädliche Spielereien. Man mag eine
be eine graue Perücke aufsetzen, es wir
alt davon. Was ich in dieser Sache nu
tig finde, ist daß der König, indem er
ernannte, wozu ihn die Konstitution vo
nicht berechtigte, einen Staatsstreich be
Und hat er einmal dem Teufel einen Fin
geben, wird er ihm auch später die Ho
chen, und sich ihm endlich ganz überlass

— So eben lese ich in der neuesten
burger Zeitung folgende Brochure an
„Gegen L. Börne, den Wahr
Recht- und Ehrvergessenen Brief
aus Paris, von E. Meyer Dr.“ I
es mir nicht erklären; aber sobald ich de
gelesen, bekam ich gleich einen heftigen
und ich schickte den Konrad weg, mir v
staurateur ein tête de veau au Naturél
ten. Ich pflege sonst nie à la fourchette
stücken. Ach! könnten nur viele Mensch

ihrheit, Recht und Ehre noch vergeſ-
es ſtünde beſſer mit der Welt! Wenn
dieſe Schrift bald in Paris haben könn-
würde wahrſcheinlich darauf antworten.
egt das ſonſt nicht in meiner Art, aber
dießmal zum Schutz der guten Sache
vere Opfer bringen, mich gegen perſön-
ſtgriff zu vertheidigen. Vielleicht können
Frankfurt erfahren, wer dieſer Dr. Meyer
3 iſt immer gut, das zu wiſſen. Sie le-
:r daraus wieder, was ein Gelehrter aus-
nd ſeyn Sie froh, daß Sie dumm ſind.

Dienstag den 22. November.

Eben erhalte ich zwei dicke Briefe von E
burg. Genannte Schrift von Dr. Meyer
noch andere Kriegsmanifeste liegen darin. H
rah! Ich habe bis jetzt weder Briefe noch A
churen gelesen; aber ich brenne vor Begie
und schließe darum. Acht Franken kosten
die Hamburger Grobheiten!

Eilfter Brief.

Paris, Freitag den 25. November 1831.

Lange hat mir nichts ſo viele Freude
acht, als die Schrift des Dr. Eduard
yer in Hamburg. Man ſchrieb mir von
, er wäre ein langer Menſch mit ganz
:reichbarem Kopfe: aber ich will ihn ſchon
ichen und wenn ich einmal mit ihm zu-
mentreffe, ſteige ich auf einen Stuhl und
: ihn herzlich. Er hat ſeinen Nachfolgern
großen und ſchweren Steine weggenom-
, und wenn noch Einer nach mir werfen

will, muß er leichten Kies da
Gesteinigt zu werden — es ist
heiliger biblischer Tod. Nie hät
daß die deutsche Sprache eine so
sitzt; man könnte damit den A
Staub verwandeln. Hören sie
in der Schrift des Dr. Meyer
ich genannt werde. Elend —
gräulich — ruchlos — l
Thor — superkluger Schr
to eingebildeter — heille
— Haupträdelsführer ein
lichen Scriblerbande —
ditto gottloser — Kerl —
licher Wicht — entarteter
Mordbrenner — schamlose
Jude. — „Eduard, Eduar
ist dein Schwert so roth?'
mit dem, was ich bin, habe ic
wie es allen edlen Naturen zu

Ich habe nichts, als: Anmaßung — Frechheit — Unverschämtheit — ditto unerhörte — grundschlechte Gesinnung — schaudernerregende Naivität. Daß mich Herr Dr. Meyer wenigstens Herr nennte, daß er Herr Mordbrenner, Herr jämmerlicher Wicht zu mir sagte! Aber nicht ein einziges Mal thut er das. Diese Herrnlosigkeit giebt seiner Schrift ein unwürdiges deutschamtliches Ansehen. Auch schrieb mir Einer von Hamburg, sie wäre auf Befehl des Mufti verfaßt worden.

Nach allen seinen unvergleichlichen Kraftäußerungen hat Eduard Meyer noch die Bescheidenheit zu fürchten, man möchte seine Art sich auszudrücken mit „gemeinen Schmähungen" verwechseln und er bittet seine Leser dieses nicht zu thun. Er meint: man wundere sich vielleicht, daß er, als zahmer Deutscher, mit einemmale so wild geworden;

aber man kenne die Deutſchen noch gar nicht
„Der Deutſche iſt geduldig, aber doch nu
„bis zu einem gewiſſen Grade. Wenn di
„Geduld ihm reißt, wenn er das Schweige
„bricht und einen Entſchluß gefaßt hat, ſ
„wird ſich mancher wundern über die ſchein
„bare Verwandlung ſeiner Natur. Und id
„fühle es, daß auch ich ein Deutſche
„bin.“ Anch'io sono pittore! Er habe ni
Freude an literariſchen Streitigkeiten gefunden
aber „was zu arg iſt, iſt zu arg.“ Ma
müſſe, „dem Geſindel einmal auf die Finge
klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt.“
Aber guter Gott! was hilft da etwas
was hilft ſelbſt viel? Es mag noch ſo vie
Furcht in die Finger hineinfahren, ein tapfere
Herz jagt ſie wieder in die Schlacht zurück
Vor die Bruſt hätte er mich ſtoßen, auf de
Kopf hätte er mir klopfen ſollen, daß d
Furcht hineinfährt. Der Mann iſt zu gutmüthi

Er ſagt: In meinem Buche wäre keine neue Idee. „Nichts als leeres, langweiliges „Kaffeehaus = und Zeitungsgeſchwätz, von der „Oberfläche geſchöpfte Bemerkungen, wie tau„ſend vorlaute Reſonnärs ſie täglich machen.“ Da haben ſie den alten Deutſchen wieder! Neue Ideen wollen ſie haben! Eine Idee, wenn ſie ſie achten ſollen, muß eine Handſchrift ſeyn, auf Pergament geſchrieben, in Schweinsleder gebunden, und als einziges Exemplar in einer einzigen Bibliothek verwahrt werden. Was in tauſend Jahrbüchern der Geſchichte gedruckt zu leſen, was der Himmel ſelbſt herabgedonnert, was drei Welttheile wiederhallten, was der Laſtträger auf der Gaſſe, wie der Denker in ſeinem Zimmer, was der Bürger in ſeiner Werkſtätte, der Bauer hinter dem Pfluge, der Soldat unter ſeinem Joche, der Bettler in ſeinen Lumpen ſpricht, denkt, fühlt, klagt, wünſcht und hofft — das ver-

schmähen sie, das ist ihnen Kaffeehaus-Zeitungsgeschwätz! Was alle wissen, verdi keiner zu lernen! Gut, Ihr sollt neue E haben; zeigt nur erst, daß Ihr deren wü seyd; gebt Rechenschaft, wie Ihr die verwendet.

Mein Eduard ist zwar ein bescheid junger Mensch, aber an Welterfahrung sc ihm noch viel zu fehlen. Er sagt: er w sich gegen den Vorwurf verwahren, als er die Sache einer gesetzmäßigen Freiheit, deren Vertheidigung müsse man dem Hi überlassen. „Wenn Fürsten ihre Zeit und „Völker verkennen, oder gar der Schlechti „huldigen, wird gerechte Vergeltung „Misgriffe sie selbst am schwersten tre „Dies wünsche, hoffe und weiß ich." D wünsche, hoffe und weiß ich auch. Aber lieber Eduard, wer soll denn jene ger Vergeltung an den Fürsten vollziehen? S

ſchickt Gott ein himmliſches Strafgericht herab, die Verwaltung ſeiner Stellvertreter zu unterſuchen, und ſo oft es noch geſchah, wurde nichts dadurch gebeſſert. Die himmliſchen Commiſſaire waren auf der Erde fremd, gingen ihre, oder ließen ſich wohl gar beſtechen. Das haben wir ja kürzlich erſt an der Cholera-Morbus geſehen, die, ſtatt die Unterdrücker, die Unterdrückten züchtigte. Nur dem hilft Gott, der ſich ſelbſt hilft, Aide-toi, et le ciel t'aidera.

Noch ein anderer Herr hat gegen mich geſchrieben, Wurm genannt, in den kritiſchen Blättern der Börſenhalle. Der iſt aber ſehr ſanft in Vergleich mit Dr. Meyer und gebraucht nur milde Adjektive und Nominative, und dieſe nur in geringer Zahl. Fadaiſen, Raiſerien, politiſches Geſchwätz, Effronterie, Sanskulottiſcher Witz, Geſelle, Auswürfling — und das iſt alles!

Einmal neckt er mich mit einem ſchönen Mäd
mädchen, das ich in England hatte heyrath
wollen, das mir aber einen niedlichen Korb
geben. Auf Ehre, ich weiß nicht worauf
das bezieht; ich will aber in der Chronik m
nes Lebens nachſchlagen. Herr Wurm ſchli
ſeinen Artikel — doch gewiß nur in der A
ſicht, daß man trotz ſeiner Freiheit merke,
habe ihn ein Deutſcher geſchrieben — mit f
genden Worten. „Wenn dieſer Löwe, ob
„wie er ſonſt heißen möchte, auf gut
„Rath hören will, ſo wird er bleiben wo er
„wo man ihn nicht kennt. Ob die deutſ
„Regierung von ſeinen politiſchen Läſterung
„Notiz nehmen würde, wiſſen wir nicht.
„laßt ihn keinen Verſuch machen, ſich in g
„Geſellſchaft einzudringen. Er wird aus je
„Geſellſchaft, in der man auf Ehre hält,
„beſchimpfende, und wenn es Noth thut, de
„dieſes Geſchlecht iſt zudringlich,

„physisch empfindliche Weise entfernt werden. „Das ist die Sprache, die man mit diesen Ge„sellen reden muß: eine andere verstehen sie „nicht." ... Daß diese Thoren mich noch daran erinnern, daß sie mir unter die Augen bringen, was mich vergessen zu lassen, ihnen noch wichtiger seyn müßte, als es mir gleichgültig ist, ob sie selbst es vergessen oder nicht! Wenn ich nicht kämpfte für das geschändete Recht und die mishandelte Freiheit aller Menschen; dürfte ich ein Herz haben für die Leiden eines Volks, eines Geschlechts, für meine eignen allein; dürfte ich mir nach den Tagesmühen saurer Gerechtigkeit einen Feierabend süßer Ruhe verstatten; dürfte ich das, wollte ich das; wollte ich meine Kraft gebrauchen diesem Zwerggeschlechte gegenüber — wahrlich, es bliebe nichts von ihm übrig, es als kleines Siegeszeichen an den Hut zu stecken. Manchmal überschleicht es mich; aber dann, die menschliche Schwachheit an mir

ſelbſt erfahrend, lerne ich ſie an andern verzei
hen, und ich ermanne mich wieder. Dieſe
Sommer in Baden, als ich unter meinen Pa
pieren ſuchte, fiel mir ein altes Blatt in d
Hand, das mich auf das heftigſte bewegte. D
Herz befahl meiner Hand, die Hand ergriff d
Feder — nach fünf Minuten legte ich weg;
konnte nie zu meinem Vortheile ſchreiben.
war ein Paß. Im Jahre 1807, da ich Stud
war, ließ ich mir in Frankfurt einen Paß a
ſtellen, um über Mainz nach Heidelberg zu
ſen. Ich kam aus dem Leben der Freih
kehrte in daſſelbe zurück, und berührte das Le
der Gleichheit. Der Schreiber auf dem
mer, der den Paß ausfertigte, war eine M
geſtalt, mit einem giftigen Krötengeſichte.
ich den Paß in die Hand nahm, las ich dar
Juif de Francfort. Mein Blut ſtand ſtil
doch durfte ich nichts ſagen, noch thun, d
mein Vater war gegenwärtig. Damals ſchn

ich es in meinem Herzen: wartet nur! ich schreibe euch auch einmal einen Paß, euch und allen!... Und nicht wahr, nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?

Sonntag den 27. November.

Lyon hat mich günstiger rezensirt als Hamburg — doch davon später. Ich will zuerst auf Ihren gestrigen Brief antworten. Das Buch ist noch nicht hier angekommen, doch schrieb mir Campe, es wäre abgeschickt worden. Aber auf die hiesigen Urtheile brauchen Sie nicht begierig zu seyn. Die wenigen Deutschen meiner Bekanntschaft werden mir wohl ihre Meynung nicht immer aufrichtig sagen: Franzosen lesen es nicht; da kann sich also keine öffentliche Meynung bilden, und höchstens eine individuelle laut werden. Campe schreibt mir: „Sonderbar sind die

„Elemente in dieſem Augenblicke angeregt, an„geregt durch dieſe Briefe. Die Ariſtokraten „werden keck und rücken heraus und kämpfen. . . „Ich kann Ihnen die Bemerkung, die ich über „den Eindruck, den Ihre Briefe bey vielen „der Beſſern gemacht haben, nicht verhehlen, die aufrichtig bedauern, daß Sie ſich ſo „ganz rückſichtslos haben gehen laſſen, ſo daß „Sie den Platz als Zuſchauer verließen und „ſelbſt Akteur wurden! Dadurch haben ſie ei„nen beträchtlichen Theil Ihres wohlerworbenen „Ruhms eingebüßt, der Ihnen ſchwer wieder „zu erringen ſeyn möchte. Dieſes Urtheil iſt „die allgemeine Stimme, und Sie werden von „vielen Seiten ſo zurecht gewieſen werden, daß „dieſes der Refrain durchweg bleiben wird. Das „Volk iſt glaubig und ſagt Amen!“ Wie mich dieſer Mann kennt! Ich habe nie für meinen Ruhm, ich habe für meinen Glauben geſchrieben. Ob ich den Leſern gefalle oder nicht —

ich denn gefallen? Ich bin kein Zuckerer, ich bin ein Apotheker. Es ist wahr, daß den Platz als Zuschauer verlassen und unter Handelnden getreten, aber war es nicht dem faulen Leben eines Theaterkritikers ich zu entsagen? Sie sehen, wie ich wirke, meinen Gegnern am meisten. Ich habe den an deutschen Boden aufgewühlt; es zieht je- feine Furche wie ich; für die Saat wird t sorgen. Wenn nun eine aufgebrachte olle an meinen Füßen, an meinem Pfluge gen blieb, und sie beschmuzte — was scha- mir das?

Kampe war wegen des Buches in einer Wo- niemal vor Gericht. Man legte ihm ein mplar vor, worin mehr als funfzig ver- imliche Stellen mit Bleistift angestrichen wa- Eine Stelle, worin es vom Bundestage it: der sey toll geworden, war doppelt noch einmal so dick als die übrigen ange-

ſtrichen. Die Stelle war im Buche mit einem Papierſtreifen bezeichnet. Dieſen ließ Campe, als er das Buch in die Hand nahm, wie zufällig herausfallen, ſo daß der Unterſuchungsrichter die toll gewordene Stelle nicht mehr finden konnte. Das muß recht komiſch geweſen ſeyn.

Ein Kaufmann Namens ***, den ich in Hamburg vor einigen Jahren kennen gelernt hat mir die zwei gegen mich gerichteten Artikel zugeſchickt. Er ſchreibt unter andern: „... Die „Hamburger Kaufleute erklärten darauf, ohne „gerade die Skribler zu loben, daß in den Bö„meſchen Briefen zerſtörende Ideen enthalten „ſind, die nur ein Aufwiegler oder Gaunerklotz „ans Tageslicht befördern kann. Dies hat das „Verbot der Briefe herbeigeführt.“ —

Sehen Sie doch, von dem Brillantring, den ich vor einigen Jahren vom Herzog von Weimar erhalten haben ſoll, etwas näheres zu

ahren. Das Ding kann ſchön werden. „Ringe
d es, die eine Kette bilden" — ſagt Königin
iſabeth. Aber ein Ring! Was kann der
ßen? Zum Halseiſen iſt das doch zu eng
d meine Feder zu erwürgen viel zu weit.

Den *** bedaure ich; es giebt wenige
nſchen, die den Muth haben, anders als
Pöbel-Ausſchuß zu denken, der an jedem
te die öffentliche Meinung verwaltet. Ei-
tlich ſind es weniger übelwollende als un-
ſende Menſchen, die nicht zu rechnen ver-
en. Für die Hälfte von Mühen und Sor-
die es ſie koſtet, ihrem Geiſte einen Eh-
nſt bei der vornehmen Dummheit zu ver-
n, könnten ſie deſſen Freiheit behaupten
wönnen dabei, ſelbſt an ſinnlichem Glücke.
ankfurter mögen nur ſchweigen und dem
l danken, daß einer unter ihnen lebt,
er iſt als ſie. Die Zeit kann, die Zeit
mmen, und bald vielleicht, wo man

ihre Freiheit, so anspruchlos und demüthig sie auch ist, in den Edelmannsklubbe des deutscher Bundes nicht länger wird dulden wollen, und dann werden wir sehen, wer von jenen Römerpatrioten, wer von jenen Zunftheiden, wer von jenen Stadtgerichts-Schreiern den Muth haben wird, sich den stolzen und mächtigen Räubern entgegen zu stellen! Dann kommen sie vielleicht und streicheln meine Katzenpfote. Ich erwarte sie.

Zwölfter Brief.

Paris, Mittwoch den 30. November 1831.

Vorgestern besuchte mich * * *. Er blieb nur eine Viertelstunde, er war auf dem ge nach der Kammer. Der Mann ist klar, ein Waldbach, der über Kieseln fließt; ist es nicht erfreulich, einer menschlichen le bis auf den Grund zu sehen. Eine e ist nicht klar. * * *, weil er so klare en hat, glaubt, alles wäre ihm klar, was nur flüchtig ansieht und er urtheilt zu schnell, immer richtig zu urtheilen. Ich habe in..... nchmal darüber lachen müssen: man mag

ihm noch ſo kurz antworten auf ſeine Fragen, ſo war ihm die Antwort noch immer um die Hälfte zu lang; er verſtand ſie ſchon um die Mitte. Das iſt Franzoſen-Art, die für alle Verhältniſſe fertige mathematiſche Formeln haben. Sage ich zwei mal zwei — fällt mir *** in die Rede und fährt fort: iſt vier. Als wäre nicht möglich, daß ich etwas anders hätte ſagen wollen. Er misverſteht einen zwar nie, aber er verſteht einen nur halb, weil er nicht zu Ende hört. Die Verhältniſſe von Frankreich, eben weil es Franzoſen-artige Verhältniſſe ſind, die kennt er freilich gut. Er verſicherte mich auf das Beſtimmteſte, daß die hieſige Regierung auf nichts anders ſinne, und nach nichts anderem trachte, als die Dynaſtie Karls X. zurückzuführen und König Philipp ſelbſt ſey damit einverſtanden. So wird freilich alles verſtändlich. Mir wäre es ſelbſt recht, ſie verſuchten es. Ich liebe die großen Maſ-

ſen auch in der Dummheit; ein Narrenhaus
iſt mir lange nicht ſo erſchrecklich, als ein ein-
zelner verrückter Menſch. Glauben Sie mir
uf mein ehrliches Wort: ich kenne alle Toll-
heiten, die ſeit dreitauſend Jahren von den
Königen begangen worden ſind, von Saul bis
uf Karl X., aber unſere gegenwärtige Zeit
t reicher an Wahnſinn, als es jene dreitau-
nd Jahre waren. Wenn man alle fürſtli-
hen Paläſte Europa's nebeneinander ſtellte, es
ähe eine ganze Narren-Stadt. Täglich ver-
ehren ſich meine Nachrichten aus Deutſchland,
aß man den Plan gefaßt, Frankreich zu ver-
heilen, wie eine Paſtete; ja König Philipp
lbſt ſoll ein Stück davon bekommen. Die al-
n Bourbons ſollen die Schüſſel mit der Kru-
e behalten. Die köſtliche Naivität finde ich
cht darin, daß ſie glauben, es ausführen zu
nnen, ſondern, daß ſie glauben, wenn ſie
s ausgeführt, wäre ihnen geholfen. Kindern

macht man weis, die Kinder, und den Fürsten, die Revolutionen kämen aus den Brunnen. Jetzt denken sie, sie brauchten den Brunnen nur zuzuschütten und dann wäre alles aus. Wer giebt mir Geduld genug, mit Narren zu raisoniren? Ich muß wohl selbst ein Narr seyn. Frankreich war seit vierzig Jahren der Krater Europa's. Wenn der einmal aufhört Feuer zu werfen, wenn der einmal aufhört zu rauchen, dann wehe den Naturpfuschern, dann ist kein Thron der Welt auf eine Nacht sicher. Sie zittern, wenn einige Franzosen mit liberalen Reden in ihrer Maultasche durch Deutschland reisen und schreien entsetzt: Propaganda, Propaganda! Und sie wollen ganze Völker-Theile von Frankreich mit ihren alten Ländern vereinigen! Sie denken: mit ihren alten abgeschmackten Regierungskünsten, mit ihren Taschenspieler-Streichen, womit man kein Kind mehr betrügt, würde es gelingen, ihre neuen wilden Unterthanen zahm zu machen! —

e nicht einmal die Polizei verſtehen, die doch
ızige Kunſt iſt, die ſie mit Fleiß und Liebe
t. Als ſie 1814 in Paris waren, wohin
burg, Wien und Berlin ihre ſchlaueſten
geſchickt hatten, wurden alle dieſe ſchlauen
der heiligen Allianz von jedem niedrigen
ſiſchen Mouchard zum Beſten gehabt, und
:s die Uebermacht nicht gethan, mit Liſt
ſie Paris nicht unterjocht. Nichts war
)licher für die Könige, als der Untergang
)au's. Weil ſie ein Wunder zerſtört, glau-
:, ſie könnten auch Wunder machen.
: Berlin iſt mein Buch von der Polizei
ſchlag genommen worden. Als wenn der
davon aufhörte, wenn einige unter den
ıen gehen. Ginge es an, ſie confiszirten
am liebſten das ganze Weltall. Die
ner Tribüne giebt Auszüge der Pariſer
. Der Dr. Wirth, der ſie ſchreibt, iſt
ann, dem man Hochachtung, ja Bewun-

derung nicht versagen kann. Hochachtung — weil er für die Freiheit kämpft, wie ein Held in der Schlacht, nicht bloß wie ein Maul-Ritter mit Worten. Bewunderung — weil er muthig erträgt, was sonst den tapfersten Mann niederwirft; die kleinen Bosheiten, die kleinen Quälereien der kleinen Knechte. Gefängniß, Geldstrafe, die jämmerlichen Tücken der jämmerlichen Polizei, das Knurren und Bellen der Hofhunde, nichts schreckt ihn ab. Jetzt aber, wo ihm in München alle Luft benommen, und die Frechheit der Gewalt jeden Widerstand unmöglich macht, er nach Rheinbaiern gezogen, wo noch die französischen Gesetze regieren, welchen die deutschen Minister nicht Hohn zu sprechen wagen. Dort wird er sein Journal fortsetzen. Auch hat er in vielen Orten in Deutschland Unterstützung gefunden, um sich eine eigene Presse anzuschaffen. Ist es aber nicht sehr ehrenvoll für eine deutsche Regierung, daß sich ein deut-

scher Bürger unter französische Gesetze flüchten muß, um Schutz gegen deutsche Tyrannei zu finden?

Donnerstag den 1. December.

Die Regierung hat bis heute noch keine Nachricht mitgetheilt, ob sie der Bewegungen in Lyon Herr geworden oder nicht. Sie sagen, der Nebel hindere den Telegraphen. Es giebt nichts gefälligeres, als so ein Nebel, der noch keinen Minister in der Noth verlassen. Die Ruhe, die jetzt in Lyon herrscht, hat sich von selbst hergestellt; aber das Volk ist noch Meister der Stadt. Man hat den Herzog von Orleans als Friedensengel, den Marschall Soult als Würgengel dahin geschickt. Nun bin ich begierig, wie sie Leyer und Schwert zusammen dichten werden. Der Marschall Soult kann sich täuschen; Napoleons Zeiten sind vorüber und der Bülletin-Donner

ſchreckt keinen Haſen mehr. Der Herzog
Orleans kann ſich auch täuſchen. Eine für
liche gnädige Herablaſſung thut keine Wu
mehr; das Volk giebt keine Bratwurſt für
allerhuldvollſten Redensarten, es will ba
Geld ſehen. Die Neigung der Miniſter iſt
Gewalt; aber die Furchtſamkeit des Königs
wohl verhindern, was ſeine Weisheit und
rechtigkeit nie verhindert hätten. Caſimir
rier, der König von Iſrael, der hohe Pri
der Renten, der Held des Friedens, hat ſic
der Kammer geberdet wie Moſes, als er
Berge Sinai herab kam, und das Volk um
goldenes Kalb tanzen ſah. Er hat den Gö
dienern ſeine zehn Gebote an den Kopf
worfen und das goldene Kalb in Pulver
wandelt. Er iſt ein completter Narr! A
haben die Leviten der Börſe ein Jubelgeſ
erhoben, als ſie ihren ſtrahlenden Moſes
der ſahen, daß man betäubt davon wu

Dieſer Caſimir Perrier hat darüber gefrohlocket, daß in den blutigen Geſchichten von Lyon gar nichts von Politik zum Vorſchein gekommen, und daß es nichts als Mord, Raub und Brand geweſen! Es ſey nichts weiter, als ein Krieg der Armen gegen die Reichen, derjenigen, die nichts zu verlieren hätten, gegen diejenigen, die etwas beſitzen! Und dieſe fürchterliche Wahrheit, die, weil ſie eine iſt, man in den tiefſten Brunnen verſenken müßte, hielt der wahnſinnige Menſch hoch empor, und zeigte ſie aller Welt! Die dunkeln Triebe des Volks hat er ihm klar gemacht; ſeiner wilden Laune des Augenblicks hat er durch Grundſätze Dauer gegeben; ſeinen kurzſichtigen Sorgen des Tages den Blick in ewige Noth eröffnet. Den höchſten Grad des Wahnſinnes mögen jetzt die Aerzte Staatskunſt nennen. Um den reichen Leuten ſagen zu können: Seht, ihr ſeyd bedroht, ihr müßt es um eurer Sicherheit mit

mir halten — um dieſe elenden Krämer-Vortheile eines Tages opfert Caſimir Perrier das Glück Frankreichs, Europa's, vielleicht um ein Jahrhundert auf. Es iſt wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu ſchlecht ſind zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, ſondern gegen die Armuth zu Felde ziehen müſſe. Nicht gegen den Beſitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen ſtreitet das Volk; wenn aber dieſe Vorrechte ſich hinter dem Beſitze verſchanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern, als indem es den Beſitz erſtürmt? Schon die Staaten des Alterthums kränkelten an dieſem Uebel der Menſchheit; drei tauſend Jahre haben das Unheil geſäet, und das Menſchengeſchlecht nach uns wird es ärndten. Frei nannten ſich die Völker, wenn die Reichen ohne Vorrang unter einander die

eſetze gaben und vollzogen; die Armen waren
iemals frei. Ueber die kurzſichtigen Politiker,
elche glaubten, in den Staaten, wo Adel
nd Geiſtlichkeit ihre Vorrechte verlohren, ſey
er ewige Friede geſichert! Eben dieſe, wie
Frankreich und England, ſtehen der fürchter-
ichſten Revolution näher, als die andern
Staaten, wo noch keine freien Verfaſſungen
beſtehen. In den Letztern wird dem niedern
Volke, durch ſeinen benachbarten Stand, die
Bürgerſchaft, die Ausſicht nach den höhern,
evorrechteten Ständen verſteckt. Es vermißt
aher keine Gleichheit. Da aber, wo der
Mittelſtand ſich die Gleichheit erworben, ſieht
as untere Volk die Ungleichheit neben ſich,
s lernt ſeinen elenden Zuſtand kennen, und
a muß früher oder ſpäter der Krieg der Ar-
en gegen die Reichen ausbrechen. Die heil-
ſe Verblendung des Bürgerſtandes zieht das
erderben ſchneller und fürchterlicher herbei.

Seit er frei geworden, blickt er, halb aus Furcht, halb aus Hochmuth, beſtändig hinter ſich, und vergißt darüber vor ſich zu ſehen, wo ein beſiegter, aber noch lebendiger Feind, nur darauf wartet, daß er den Blick wegwende. Dieſe Furcht und dieſen Hochmuth wiſſen die Ariſtokraten in Frankreich und England ſehr gut zu benutzen. Den Pöbel hetzen ſie im Stillen gegen die Bürger auf und dieſen rufen ſie zu: Ihr ſeyd verlohren, wenn Ihr euch nicht an uns anſchließt. Der dumme Bürger glaubt das, und begreift nicht, daß ſeine eigene Freiheit, ſein eigener Wohlſtand ſchwankt, ſo lange das arme Volk nicht mit ihm in gleiche Freiheit und gleichen Wohlſtand eintrete; er begreift nicht, daß ſo lange es einen Pöbel giebt, es auch einen Adel giebt, und daß ſo lange es einen Adel giebt, ſeine Ruhe und ſein Glück gefährdet bleibt. Wäre dieſe Verblendung nicht ſo unheilbringend, es

gäbe nichts lächerlicheres als sie. Diese reichen Ladenherrn von Paris, diese Bankiers und Fabrikanten, die, es sind noch keine fünfzig Jahre, sich von jedem Lump von Ludwigsritter Kanaille mußten schelten lassen, reden, wie sie es gehört, den ganzen Tag von der Kanaille, wozu sie jeden rechnen, der keinen feinen Rock trägt, und keine andere Renten hat, als die ihm jeden Tag die Arbeit seiner Hände einbringt! Die Regierung, welche über die menschliche Schwäche erhoben seyn sollte, benutzt sie nur, ihre Herrschsucht zu befriedigen, und statt die bürgerliche Ordnung auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend zu gründen, bauen sie sie über hinfälliges Holzwerk, das sie in den Schlamm der Leidenschaften einrammeln. Die Nationalgarde, die Wache der französischen Freiheit, suchen sie zu entnerven, durch eiteln Flitter zu gewinnen. Erst kürzlich hat der König an einem Tage drei-

hundert Ehrenkreuze unter sie vertheilt. Die Ehre haben sich die Fürsten immer als eines Gegengiftes der Tugend bedient, vor der sie zittern. Die so leicht bekreuzte Nationalgarde wird hinter die Arbeitsleute mit den schweren Kreuzen gejagt, so bald diese murren. Die Arbeitsleute, um sie doch auch zu etwas zu gebrauchen, werden gegen die Juliushelden, die man Republikaner schilt, gehetzt, und diese, die sich zu nichts gebrauchen lassen, werden mit Haß und Spott verfolgt, bis ihnen der Kerker eine willkommene Zuflucht bietet. Casimir Perrier, der sich wie ein Schulbube zu den Füßen aller fremden Diplomaten setzt, und zu ihren Lehren hinaufhorcht, hält sich für einen großen Staatsmann, weil er Ehre und Schaam weit von sich gewiesen. Nichts ist bewunderungswürdiger, als die Offenheit, mit der er alles gegen sich selbst bekannt macht, was er hätte verschweigen sollen und können —

so fest ist er überzeugt, daß Unverschämtheit die erste Tugend eines ächten Staatsmannes ist! Erst heute ist wieder etwas an der Tagesordnung, was diese seine Tugend in das glänzendste Licht setzt. Am letzten vierzehnten Juli, am Jahrestage der Bestürmung der Bastille, fürchtete man eine Bewegung von den getäuschten und erbitterten Juliushelden, die man, noch aus einem Ueberreste von Schaam, Republikaner schilt. Nun sah man an jenem Tage mit Erstaunen, daß Arbeitsleute aus den Vorstädten der Polizei beigestanden und über alle junge Leute herfielen und sie mishandelten, die man an grauen Hüten, an Juliuskreuzen oder andern Zeichen als Republikaner zu erkennen glaubte, und die sich ganz ruhig verhielten. Darauf beschuldigten einige öffentliche Blätter den Polizei-Präfekten und den Minister des Innern: sie hätten jene Arbeitsleute angeworben und bezahlt, um die ihnen

verhaßten Republikaner zu mishandeln. Cassimir Perrier hätte den Vorwurf ruhig hinnehmen sollen; aber nein, die That, die er begangen, war ihm noch nicht unverschämt genug, er wollte sie noch durch Läugnen verherrlichen. Er klagte jene Zeitungs-Redaktoren der Verläumdung an. Der Polizei-Präfekt führte die nehmliche Klage. Seit gestern haben die gerichtlichen Verhandlungen begonnen. Und was stellte sich hervor? Es war klar wie die Sonne, fünfzig Zeugen sagten es aus, daß die Polizei wirklich das Gesindel der Vorstädte (nicht die Arbeiter, sondern die Müssiggänger) angeworben und täglich mit drei Franken besolhet habe, um über die friedlichsten Menschen herzufallen. Auf solche Weise buhlt dieser Minister um das Lob des österreichischen Beobachters und der preußischen Staatszeitung. Die Brustwehr, welche in den Julitagen errichtet wurde, Frankreich vor dem Abgrunde zu

ſchützen, hat er leichtſinnig niedergeriſſen; er meint, das wäre nur ein Loch, das er mit ſeinen Händen allein ausfüllen wolle. Das niedere Volk, das aus den Juli-Kämpfen geläutert hervorgegangen, ſucht er durch die ſchändlichſten Verführungen wieder in den Koth hineinzuziehen, um ſich daraus brauchbare Werkzeuge für alle die Gewaltthätigkeiten zu bilden, die er gegen Frankreich noch im Sinne hat.

Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen, der mir ſo klar vor den Augen ſteht, als lebten wir ſchon mitten darin, könnte vermieden, die Ruhe der Welt könnte geſichert werden; aber alle Regierungen ſind vereint bemüht, das Verderben herbeizuführen. Wenn die Staatsmänner zittern vor einem Uebel, meinen ſie, ſie hätten das ihrige gethan. Die armen Leute in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueſte franzöſiſche

Konstitution hat die alte Thorheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philister-Politik beibehalten, das Wahlrecht an den Besitz gebunden, und die Besitzlosen auch ehrlos gemacht. Die Reformbill in England hat auch nur den Zustand der Mittelklassen verbessert, und das Heloten-Verhältniß des niedern Volks von neuem befestigt. Im Parlament wie in der Deputirtenkammer sitzen nur die reichen Gutsbesitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren eigenen Vortheil verstehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegensteht. Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindisch geworden, geifert gegen den Wunsch der Bessern und Einsichtsvolleren: daß man auch die niedern Stände an der Volksrepräsentation möge Theil nehmen lassen. Sie sagen: Menschen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle des Landes nie aufrichtigen Antheil nehmen; jeder Intriguant könne ihre

Stimme erschleichen oder erkaufen. So spre-chen sie, um das Gegentheil von dem zu sa-gen, was sie denken. Weil es unter den ar-men Leuten mehr ehrliche giebt als unter den Reichen, weil sie seltener als die andern sich bestechen lassen, wollen sie die Minister nicht unter den Volksvertretern sehen. Sie mögen uns ihre geheimen Register öffnen, sie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politischen Kuppler, ihrer Spione lesen lassen — und dann wird sich's zeigen, ob mehr Reiche, um ihren Ehrgeitz und ihre schnöden Lü-ste zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu stillen, das Gewissen verkauft ha-ben. Die reichen Leute machen allein die Ge-setze, sie allein vertheilen die Auflagen, davon sie den größten und schwersten Theil den Armen aufbürden. Das Herz empört sich, wenn man sieht, mit welcher Ungerechtigkeit alle Staats-lasten vertheilt sind. Hat man denn je einen

reichen Städter über zu ſtarke Auflagen klagen hören? Wer trägt denn nun alle die Laſten, unter welchen die europäiſchen Völker halb zerquetſcht jammern? Der arme Taglöhner, das Land. Aber was iſt dem Städter das Land? Gott hat es nur zu Spazierfahrten und Kirchweihfeſten geſchaffen! Der Bauer muß ſeinen einzigen Sohn hergeben, den frechen Ueberfluß der Reichen gegen ſeine eigene Noth zu ſchützen, und unterliegt er der Verzweiflung und murret, ſchickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit ſeyn muß, ein Vatermörder zu werden. Alle Abgaben ruhen auf den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen, und der Luxus der Reichen wird nur ſo viel beſteuert, als es ihre Eitelkeit gern ſieht; denn ein wohlfeiler Genuß würde ſie nicht auszeichnen vor dem niedrigen Volke. Die fluchwürdigen Staatsanleihen, von denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Menſchengeſchlecht

unglücklich zu wissen, sondern die, um ruhig zu sterben, die Zuversicht mit in das Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geschlechter zu Grunde gehen werden — entziehen dem Handel und den Gewerben fast alle Kapitalien, und nachdem sie dieses Verderben gestiftet, bleiben sie, zu noch größerem Verderben, unbesteuert, und was dadurch der Staat an Einkommen verliert, wird von dem armen Rest der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant hält sich für zu Grunde gerichtet, wenn nicht jede seiner Töchter einen türkischen Shawl tragen kann, und um sich und seiner Familie nichts zu entziehen, wirft er seinen Verlust auf die Arbeiter und setzt ihren Tagelohn herab. Die Stadt Paris braucht jährlich vierzig Millionen, von welchen ein schöner Theil in den räuberischen Händen der begünstigten Lieferanten und Unternehmer zurückbleibt. Jetzt brauchen sie noch mehr Geld, und sie besinnen sich seit einiger Zeit, ob sie die

neuen Auflagen auf den Wein, die Butter oder die Kohlen legen ſollen. Der Reiche ſoll nicht darunter leiden, der Arme ſoll bezahlen wie immer. Eine Flaſche Wein zahlt der Stadt fünf Sous; ob es aber der geringe Wein iſt, den der Arme trinkt, oder ein koſtbarer, den der Reiche genießt, das macht keinen Unterſchied. Die Flaſche Wein, die zwanzig Franken koſtet, zahlt nicht mehr Abgaben, als eine zu acht Sous. Eine Sängerin, die jährlich vierzig tauſend Franken Einkommen hat, zahlt nichts, und ein armer Leyermann muß von dem Ertrage ſeiner Straßen-Bettelei der Polizei einen großen Theil abgeben. Das fluchwürdige Lotto iſt eine Abgabe, die ganz allein auf der ärmſten Volksklaſſe liegt. Dreißig Millionen ſtiehlt jährlich der Staat aus den Beuteln der Tagelöhner, und eine Regierung, die dies thut, hat noch das Herz, einen Dieb an den Pranger zu ſtellen und einen Räuber am Leben zu beſtrafen!

und nach allen dieſen Abſcheulichkeiten kommen ſie und läſtern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde Thier, Volk, auf ſeiner Hut zu ſeyn! Geſchieht das alles ſogar in Frankreich, wo die freie Preſſe manche Gewaltthätigkeit verhindert, manche wieder gut macht — was mag nicht erſt in jenen Ländern geſchehen, wo alles ſtumm iſt, wo keiner klagen darf, und wo jeder nur den Schmerz erfährt, den er ſelber fühlt! Wie man dort das arme Volk betrachtet, wie man es dort behandelt, wie man es dort verachtet, das hat ja die Cholera, dieſe unerhörte Preßfrechheit des Himmels, uns ſehr nahe vor die Augen geſtellt. Wie haben ſie in Rußland, Oeſterreich und Preußen gelächelt, geſpottet und geſchulmeiſtert — und ihr Lächeln war ein blinkendes Schwert, ihre Belehrung kam aus dem Munde einer Kanone und ihr Spott war der Tod — über die wahnſinnige Verblen-

dung des Volks, welches glaubte, die Vornehmen und Reichen wollten sie vergiften, und die Cholera sey ein Mischmasch des Hasses! Aber die Wahrheit, die mitten in diesem Wahne verborgen, der dunkle Trieb, der das Volk lehrt, es sey nur ein schlechtes Handwerkszeug, zum Dienste der Reichen geschaffen, das man wegwirft, wenn man es nicht braucht, und zerbricht, sobald es unbrauchbar geworden — diese Wahrheit ist den Spöttern und Schulmeistern entgangen. Geschah es denn aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man sie mit Kolbenstößen gezwungen, sich in die Spitäler bringen zu lassen, ihre Wohnung und ihre Familie zu meiden? Es geschah, um der Aengstlichkeit der Reichen zu fröhnen. Haben sie sich denn nicht in allen Zeitungen den Trost zugerufen, haben sie nicht gejubelt darüber: die Krankheit treffe nur die Armen und Niedrigen, die Reichen und Vornehmen hätten nichts von ihr zu fürchten? Hö-

t, lieſ't denn das Volk ſolche Reden nicht, ird es nicht darüber nachdenken? Ja freilich, s beruhigt ſie, daß das Volk nicht denkt. ber ihm iſt der Gedanke Frucht, die That urzel, und wenn das Volk einmal zu denken fängt, iſt für Euch die Zeit des Bedenkens rüber und Ihr ruft ſie nie zurück. — Genug ich geärgert. In Rußland lebt ein Schäfer, r iſt hundert acht und ſechszig Jahr alt. Aber r Ruſſe ärgert ſich nicht. Er giebt oder bemmt die Knute, überzeugt oder wird überzugt. So wohl iſt uns civiliſirten Deutſchen cht. Doch kann es noch kommen.

Freitag den 2. Dezember.

Ein englisches Blatt theilte kürzlich die Nachricht mit, Lord Gray, der Verfechter der Reformbill, habe Gift bekommen, und kränkele dem Grabe zu. Das hätten die nehmlichen gethan, die auch den freisinnigen Canning aus dem Wege geräumt. Vor einigen Tagen wurde ein Mordversuch gegen die Königin Donna Maria gemacht, die mit ihren Eltern im Schlosse Meudon wohnt. Aus einem gegenüberliegenden Hause wurde in das Zimmer der Prinzessin geschossen. Die europäische Aristokratie spielt ein va banque. Desto besser; so werden wir ihrer in einem Satze los. Glauben Sie mir, das ist es auch, wovor die Fürsten sich fürchten. Manche sind gutwillig und würden dem Volke sein Recht gewähren; aber sie kennen ihre Umgebun-

n, sie kennen zu gut die Freunde des Throns, nd wissen recht gut, daß mancher ihrer Schmeich- r sich die eigenen Lippen vergiften könnte, um rch einen unterthänigen Handkuß ihren Herrn tödten. Sie verdienen ihre Angst. Warum uß man ein Edelgebohrner oder Schurke seyn, m hoffähig zu werden?

Der Verläumdungs-Prozeß, von dem ich hnen gestern geschrieben, ist noch in voriger acht entschieden worden. Die beiden angeklag- n Zeitungs-Redaktoren wurden frei gesprochen. ie haben also Casimir Perrier nicht verläum- t, und die Anschuldigung, daß er die Vor- ädter angeworben und bezahlt, um sie gegen ie Verräther seines weisen Regierungssystems u hetzen, wurde gegründet gefunden. Also ist asimir Perrier verurtheilt, und doch wird er ngestraft bleiben. Er lacht darüber und trägt ese Last noch zu seinen andern Lasten. Der ird nie vergiftet.

Wie es in Frankreich mit der Volkserziehung ist, zeigt folgende schöne Rechnung. Unter 294,975 jungen Leuten, die im vorigen Jahre zur Conskription erzogen worden, fanden sich 12804, die nur lesen konnten; 121,079 konnten lesen und schreiben und 153,636 konnten weder lesen noch schreiben. 7460 blieben ungewiß. Also mehr als die Hälfte wuchs in der größten Unwissenheit auf. Die jetzige Regierung hat versprochen dem Uebel abzuhelfen, und künftig besser für den Volksunterricht zu sorgen. Wir wollen aber abwarten, ob sie Wort hält. Casimir Perrier kann Fortschritte machen, er kann noch einmal die Jesuiten einholen.

Seit einigen Tagen wird in der Kammer das neue Strafgesetzbuch verhandelt. Die Menschlichkeit hat auch hier endlich Eingang gefunden, wo sie so lange und so unerbittlich ausgeschlossen war. Die Verletzungen des Eigenthums werden nicht mehr so blutdürstig ge-

icht. In einigen Fällen wurde die Todesrafe abgeſchäfft; auch die Strafen anderer Verbrechen würden gemildert. Es iſt ein Fortſchritt, und daß das jetzt in Frankreich auf dieſer großen Eiſenbahn der Freiheit und Sittlichkeit noch überraſchen muß! Geſtern wurde ber die Prangerſtrafe geſtimmt. Man hat ſie eibehalten. Die Menſchen haben vor nichts iehr Furcht, als vor ihrer eigenen Vernunft, nd ſehen ſich vor, daß ſie ihnen nicht über en Kopf wachſe. Ein Deputirter trug darauf n: man möchte den Pranger wenigſtens für ie Minderjährigen, Greiſe und Weiber abhaffen. Die beiden erſten Milderungen wuren angenommen, die letzte aber verworfen. nd da fand ſich nicht Einer, der die Vertheidigung des armen Weibes übernommen ätte. Ja mehrere Stimmen riefen ſpöttiſch: h! les femmes! mir that dieſe Gleichgültigkeit wehe. Der Mann, der ſeine Ehre ver-

liert, kann ſie auf hundert Wegen wieder finden. Sein ganzes Leben iſt öffentlich, das Feld der Thaten ſteht ihm frei. Aber die Frau, deren Schande der Welt gezeigt worden, wie kann ſie je die Ehre wieder finden? Je aufrichtiger ihre ſpätere Tugend, je inniger ihre ſpätere Reue iſt, je verborgener wird ſie ſich halten, und die Welt, die ihre Schuld erfuhr, erfährt ihre Buße nie. Wenn man den Greiſen und Minderjährigen den Pranger erläßt, ſollte man um ſo mehr die Frauen damit verſchonen, welche die Schwäche des Alters und der Kindheit in ſich vereinigen. Habe ich nicht Recht, oder verdiente ich wegen meiner Meynung von den Frauen ſelbſt an den Pranger geſtellt zu werden?

Der Präfekt von Lyon hat eine Proklamation erlaſſen, die, wie folgt, beginnt: „Lyonnais! Quittez votre deuil et revêtez vos habits de fête, S. A. R. le duc d'Or-

s arrive dans nos murs. C'est l'arc-en-
qui annonce la fin de l'orage.“ Lautet
nicht wie deutſch? Könnte man nicht glau-
, es wäre in Berlin geſchrieben? Von ei-
Kronprinzen zu ſagen: „es iſt der Re-
bogen,“ tönt freilich noch etwas familiär
revolutionär — der Deutſche hätte dafür
igt: Höchſtdieſelben geruhen ein Re-
bogen zu ſeyn — doch übrigens iſt
nichts daran auszuſetzen.

Samſtag den 3. Dezember.

Herr Rouſſeau muß ja ſeinen Hofrath ver-
nen, und da war es ſeine Amtspflicht, den
ikel aus der Börſenhalle mitzutheilen. In
Münchner Hofzeitung habe ich ihn auch
edruckt gefunden. Ich habe nur immer
ne Freude daran, wenn ich wahrnehme,

daß die aristokratische Parthei nicht einen Schriftsteller von nur erträglichem Talente finden kann, der öffentlich ihre Sache vertheidigt. Heimlich, namenlos mag es zuweilen für Geld geschehen, aber frei hervortretend eine schlechte Sache zu vertheidigen, hat noch keiner gewagt, dessen Namen guten Klang hat. Jeder fürchtet, sich verhaßt und lächerlich zu machen. Und so sind es immer einige arme Teufel von verlohrnem Geiste, die nichts mehr zu verlieren haben, welche dem Adel ihre Fäuste leihen. Zwar giebt es einige Männer von ausgezeichnetem Talente, wie Görres ist, und wie Schlegel und Adam Müller waren, die sich gegen den Liberalismus ausgesprochen; aber sie kämpften weder für die Aristokratie, noch für den Absolutismus, sondern für die geistliche Macht, die dem Liberalismus feindlich gegenüber steht.

Habe ich denn behauptet, die Franzosen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt mis-

ndelt worden? Da ich das Buch nicht habe,
te ich Sie die Stelle genau nachzulesen,
d mir darüber zu schreiben. Ich kann das
möglich gesagt haben, weil mir gar nichts
von bekannt ist, und ich es auch nicht ein-
al glaube. Ich habe nur erzählt, wie sich
nige Franzosen hier geäußert. Auch habe
nie geglaubt, daß Marschall Soult, der
s Minister im Sinne seiner Regierung fried-
he Gesinnung und Friedenszuversicht äußern
ßte, an öffentlichem Tische von der Hoff-
ng der Franzosen, wieder nach Frankfurt
kommen, gesprochen. Was ich gehört, habe
Ihnen berichtet, und ich habe es in der
ten Absicht drucken lassen, die Frankfurter
egierung aufmerksam zu machen, daß eine
it kommen könnte, wo es, mit den Franzo-
n feindlich zu stehen, der Stadt Schaden
ingen möchte, und sie sich daher nicht mehr
s sie muß, gegen das französische Volk un-

freundlich zeigen ſolle. Misverſtanden kann man das in Frankfurt nicht haben, und wenn man mich doch getadelt, ſo war es gewiß aus jener alten engherzigen Philiſterei geſchehen, deren ganze Weisheit darin beſteht, nichts Unangenehmes aufzurühren, ſondern den ungeſunden Schlamm ſich anhäufen zu laſſen, lieber als daß man ihn wegführe, und die Naſen der Nachbarn dadurch beläſtige.

Die Geſchichte mit der Gräfin *** werde ich in keine Zeitung bringen laſſen. Das hätte Sie nicht nöthig gehabt mir zu unterſagen. Ich werde nie gegen einzelne Menſchen als öffentlicher Ankläger auftreten, auch nicht wenn ich ſie für ſchuldig halte. Was nicht Volksmaſſen ſind, oder Menſchen, die ganze Maſſen und allgemeine Intreſſen repräſentiren, liegt ganz außer meinem Wirkungskreiſe, denn es liegt außer meiner Pflicht.

Der *** iſt nur das Mundſtück einer diplomatiſchen Trompete, das gar nicht weiß, was

bläßt. Hätte ich aber den ſpielenden Mund
bſt vor mir, würde ich ihm ſagen: Sie glau-
n, es wäre mir blos um Geld zu thun! à la
nne heure. Das beleidigt wenigſtens meinen
opf nicht, und mein Herz nimmt ſo leicht
hts übel. Sie meinen aber auch, mich är-
rt, daß ich noch keinen Orden bekommen!
ous n'y pensez pas, mon cher Baron. Ich
be den Heiligengeiſt-Orden, den Hoſenband-
den, die rothen und die ſchwarzen Adler und
e dieſe Zeichen der Dienſtbarkeit ſonſt heißen,
e für einen Zahnſtocher hin, den ich gerade
dieſem Augenblicke nöthig brauche. Außer ſie
äßten mit Brillanten beſetzt ſeyn, für welche
die Hälfte ihres Werthes bezahlte, weil ſie
ſolcher Faſſung die Hälfte ihres Werthes in
einen Augen verlöhren.

Seyn Sie ruhig; Gott ſelbſt rezenſirt meine
chriften; der erſte Artikel iſt ſchon erſchienen,
e Fortſetzung wird bald folgen. Der Bundes-

tag, der ſich, ſo lange er den Weichſelzopf gehabt, ganz ſtill, ganz ruhig, ganz warm gehalten; ſich die Schlafmütze bis über den Mund herabgezogen; nichts ſah, nichts hörte; nichts ſprach, nicht an die freie Luft zu gehen wagte — er iſt wieder munter geworden, ſeitdem die Polen beſiegt; ſeit dem Falle Warſchau's iſt ihm das Herz geſtiegen. Die kleinen deutſchen Fürſten werden wie die Schulbuben zurecht gewieſen, ſie ſollten auf die Vollziehung der Karlsbader Beſchlüſſe künftig beſſer achten; ein neues Preßgeſetz wird angekündigt; die Cenſurkommiſſion in Frankfurt hat ihre Mannſchaft ergänzt, und ſich auf den Kriegsfuß geſetzt; die Strasburger Zeitung wurde verboten. Kann man ſchmeichelhafter von meinen Briefen ſprechen? Gerechter Gott! Nicht einmal den Muth hatten ſie, eine kleine ausländiſche Zeitung zu unterdrücken, die ihnen ſeit dem erſten Tage ihrer Erſcheinung wie der Tod verhaßt war, ehe

sie die ganze Macht Rußlands zu ihrem Schutze bereit sahen. Jetzt wird man noch an größere Sachen gehen. Und ist man mit den Sachen fertig, sobald man alle Hoffnungen des Vaterlandes niedergerissen, wird man unter deren Schutt hervor auch die Menschen zerren, die in den Gebäuden wohnen, und sie dafür züchtigen, daß sie zu edel waren, so lange sie die Macht gehabt, sich gegen jede Rache zu schützen. An meinem Schmerze hat wenigstens getäuschte Hoffnung keinen Theil; ich wußte vorher, daß es so kommen würde. Aber die Andern! Der gute, feurige Welker hat zu früh Triumph! gerufen. Diese edlen oder schwachen Männer haben mich ausgelacht, als ich ihnen schon vor neun Monaten sagte: Seht euch vor, Ihr werdet betrogen, benutzt die Zeit, seyd schnell. Sie haben sich bedacht, als hätten sie die Ewigkeit gepachtet; sie sind den Schneckenweg des Rechts, der zaudernden Ueberlegung bergauf geschlichen,

und haben in ihrem Vertrauen den Verrath, in ihrer Gründlichkeit den Abgrund gefunden, und haben uns mit hineingezogen. Geschmauft haben sie mit den Edelleuten, gezecht haben sie mit den Ministern, und haben ihre geheimsten Gedanken dem Weine anvertraut, der sie den ewig Nüchternen verrathen.

Warum haben denn die Polen Frankfurt nicht berühren dürfen? War es wegen der Cholera, oder wegen der Freiheit? Die Amnestie des Kaisers Nikolaus gleicht der bekannten Nativität Lichtenbergs. Sie ist ein Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt. Die Gnade! die Gerechtigkeit!

In Berlin haben sie Rottecks Weltgeschichte verboten. O! die Zeit wird kommen, wo sie alle Weltgeschichten verbieten, und der Natur drei Jahreszeiten streichen. Das ist der Status quo. Was ist der Status quo? So nennen sie jeden Ort, wo sie stehen geblieben, und stünde

h die ganze Welt hundert Meilen weit davon
fernt.

Der König von Baiern läßt ſich aus allen
ädten, Flecken und Dörfern des Landes von
Magiſtratsperſonen im Namen der Gemein-
unterthänige Adreſſen ſchicken. Dieſes pa-
rte Heer ſoll gegen die rebelliſche öffentliche
nung zu Felde ziehen. In einer ſolchen
reſſe aus Waſſerburg heißt es ſehr naiv:
n ausgeſprochenen Grundſatz einer weiſen
patſamkeit empfangen wir — jedoch ohne
ſchränkung der Allerhöchſten Perſon im Wohl-
un und im Glanz des Hofes und des Staa-
s, mit ewigem Danke." Die Waſſerburger
ben zwar einen ſchlechten Styl, aber ein gu-
Herz. Das iſt die Hauptſache. Weiter
Bairiſcher Staatsbeamte ſchloß ſeine Rede,
e bei einer öffentlichen Feierlichkeit gehalten,
folgenden Worten: Haß und Verach-
ung jenen Abgeordneten, die es wag-

ten, die Civilliste des Königs zu schmälern. Hu! das ist wahrhaft melodramatisch.

Sonntag, den 4. Dezember.

Die Sache der Emanzipation der Juden hat auch in der Bairischen Kammer wieder eine deutsche ungeschickte Wendung genommen. Es ist das alte harte Räthsel, an dem ich mir schon fünf Jahre die Zähne stumpf beiße. Die Kammer hatte beschlossen, die Juden sollten den christlichen Staatsbürgern gleichgesetzt werden. Was war nun nach einer solchen Erklärung zu thun? Nichts. Man hatte nur alle Gesetze, welche eine Ungleichheit der Juden aussprechen, aufzuheben. Das war der Stoff zu einer einzigen Formel, einer einzigen Zeile. Aber was geschah? Nach Beendigung der Debatten beschloß die Kammer, Sr. Majestät den König in verfassungsmäßigem Wege zu bitten, vor allen eine ge-

„neue Revision der über die Verhältnisse der jü-
„dischen Glaubensgenossen bestehenden Verord-
„nungen vornehmen und den Entwurf eines auf
„Beseitigung der gegründeten Beschwerden der
„Judenschaft und die Erleichterung ihrer bisheri-
„gen bürgerlichen Verhältnisse zielenden Gesetzes
„den Ständen des Reiches vorlegen zu lassen.“
Da verliere Einer die Geduld nicht! Einer deut-
schen Regierung Zeit zu Verbesserungen geben,
das heißt mit dem jüngsten Tage einen Vertrag
abschließen. Wozu ins Teufels Namen alle diese
Umständlichkeiten? Wenn die Juden emanzipirt
werden sollen, wozu denn noch vorher die lang-
weilige Musterung alter Ungerechtigkeit? Soll
man denn die bürgerliche Gesellschaft wie eine
Uhr behandeln, die, wenn sie vorwärts soll, nach-
dem sie lange stehen geblieben, jede versäumte
Viertelstunde nachschlagen muß? Darüber sterben
ganze Menschengeschlechter in Elend und Kum-
mer. Die Vertheidiger der Juden haben in

München so wunderliche Reden geführt als ihre Ankläger. Einer der ersten sagte: die Juden seyen zur Zeit ihrer Selbstständigkeit ein tapferes Volk gewesen, und die hartnäckige Vertheidigung von Jerusalem sey mit der von Saragossa zu vergleichen. Aber, gerechter Gott! darauf kömmt es ja hier gar nicht an. Die staatsbürgerliche Gleichheit soll ja den Juden nicht als ein Verdienst, als ein Lohn, sie soll ihnen als ein unveräußerliches Recht zuerkannt werden. Schlimm ist für die Juden, daß der Deutsche in dieser Sache wie immer unter der strengen Regierung seines Herzens steht. Selbst um gerecht zu seyn, muß der Deutsche lieben. Nun liebt man aber die Juden nicht. Aber der starke Mann der Wahrheit und des Rechts muß auch sein Herz zu meistern wissen. Sie wissen, wie meines für die Juden schlägt! Und habe ich sie darum nicht doch immer vertheidigt?

Dreizehnter Brief.

Paris, Donnerstag den 8. December 1831.

Von meinen Briefen iſt in allen Blättern, ſogar in engliſchen die Rede. Im Conſtitutionel heißt es unter andern: „C'est le nec plus ultra de la presse allemande libérale. Personne n'a encore osé écrire ainsi. C'est la témérité personnifiée. Nos allemands peu éclairés, ressemblent à un homme longtems emprisonné et privé de lumières, qui dès qu'on lui ouvre les portes pour le délivrer, est offusqué par la lumière qu'il ne peut supporter.“ Der Temps nennt mich einen

„écrivain courageux“ und hebt es heraus, daß ich gesagt: besser einen Don Miguel zum Herrn haben, als einen mild väterlichen deutschen Fürsten. Der Artikel aus der Börsenhalle geht nach und nach in alle ministerielle und aristokratische Blätter über. Gestern las ich ihn in der Zeitung von Bern, — ein Kirchhof, wo der Hochmuth von fünf Jahrhunderten begraben liegt, und wo in dieser unserer Mitternacht alle Geister der alten Raubritter herumwandeln und heulen, daß einem die Haare zu Berge stehen. Ihr tapfern Ritter, Ihr Hofleute in eurer Narrenjacke, erhabene Säulen des Throns, treue Schildträger der Fürsten, brave Dämme gegen das wildbrausende Volk — wo seyd Ihr denn? Junker, Legationsräthe, Kammerherrn, tretet heraus, tretet hervor, erhebet euch. Höret, wie ein niedriger Knecht euch verhöhnt, euch trotzt!.. Sie sind stumm, und fände sich nicht zuweilen ein Ochse von Bürger, der ihnen

us Dummheit seine gesalzene Zunge liebe; sie würden ersticken vor Wuth. Ich aber habe meine Freude daran, und ich möchte die ganze Junkerei mit mürben Brezeln bewirthen.

Freitag den 9. December.

Ich kann Sie versichern, daß die schönste Rolle auf dem Theater mich nie so sehr ergötzt hat, als die Scheisse des Eduard Meyer, und was an der einen Lust fehlte, ersetzte die Schadenfreude. Ich dachte aber bei mir: welche Sache muß es, welche Menschen müssen wir seyn, die solche Beschützer suchen und nöthig finden! Auch habe ich bei dieser Gelegenheit einem theilnehmenden, aber von dem gegen mich erregten Lärm etwas betäubten Manne geschrieben: „So sind eure Vertheidiger, das ist eure Sache, so seyd Ihr selbst!“ Wenn Sie in meinen Worten etwas Wehmü-

thiges gefunden, so ist der gute Eduard ganz unschuldig daran. Ich erinnere mich nicht mehr, in welcher Stimmung ich damals geschrieben; aber es kann wohl seyn, daß ich bei diesem Anlasse einen trüben Blick in unser trübes Vaterland geworfen und daß mich das etwas bewegte. Den Alexis Häring, den schicken Sie mir ja sobald als möglich; der erspart mir funfzig Saus und fünf Stunden Zeit für ein Boulevard-Theater. Ich kenne ihn von Berlin her, es ist ein eingesalzener Häring. Vor meiner Rache ist er sicher. Wäre er ein Milchner, salzte ich ihn vielleicht; aber solch einen Vogner kann ich zu gar nichts brauchen. Auch würde ich mich wohl hüten, dem Leipziger Viehschalle zu nahe zu kommen. Ich bin kein Herkules, und dessen Keule war es auch nicht, die das Wunder gethan. Die Pleiße aber ist so dumm und flach, daß nur ein Paar Schnupftücher damit zu reinigen sind.

Guter Gute! Wenn man dieſe Menſchen erſt perſönlich kennt, dann iſt man gar entwaffnet und wehrlos. Dieſer Willibald Alexis — pfui, es iſt mir, als ſollte ich mit Rühreiern Krieg führen. Ein platter, abgeſchmackter Oſterfladen, eingeſchrumpft und altbacken, wie er am zweiten Pfingſttag ausſehen und ſchmecken würde. Nun, wie gefalle ich Ihnen? Habe ich nicht ſchon viel profitirt von meinem Eduard? Alſo den Häring ſchicken Sie mir.

Die ſchönen Frankfurter Mädchen werden ſich wohl zu tröſten wiſſen, wenn ſie in keiner Leihbibliothek meine Briefe werden bekommen können. Clauren erſetzt mich ihnen vom Samſtag Abend bis Montag Morgen. Die andern Leſer werden Mittel finden, ſich das Buch auf andere Art zu verſchaffen. Funfzig Thaler Strafe! das iſt ein ſtarkes Leſegeld! Mir fällt dabei nur immer ein, daß in Frankfurt, Hamburg und andern deutſchen Landen,

wo man nie nach Thalern rechnet, doch immer nach Thalern bestraft wird. Das beweist, daß man Gesetze in Anwendung bringt, deren Form wie deren Geist veraltet ist. So wäre denn mein Buch in Deutschland vogelfrei erklärt. Das war gar nicht nöthig, ich habe es ja selbst gethan. Frei wie ein Vogel, sollte es in den Lüften schweben, erhaben über dem stinkenden Nebel der Polizei und dem feuchten Dunstkreise angstschwitzender Bürger. Es wird schon herabpfeifen durch Nebel und Dunst, und sieht man es auch nicht, wird man es doch immer hören.

Die Affen-Kultur hat hier seit der letzten Revolution große Fortschritte gemacht. Sonst beschränkte sich die Kunstfertigkeit der Affen auf den Schauplatz der ebenen Erde. Sie tanzten, zogen den Hut ab, zerrten die Mädchen an den Röcken, putzten den Herrn die Stiefel, und forderten höflich Geld ein. Das

war alles gut und einträglich. Doch entging den armen Savoyarden die Theilnahme und das Souſtück der Hausbewohner, die in den obern Stocken wohnten, und nicht gerade am Fenſter lagen. Jetzt aber haben ſie die Affen abgerichtet, an langen Stricken feſtgehalten, die Häuſer hinaufzuklettern, auf den Geländern der Balkone herum zu ſpazieren, vor das Fenſter zu ſpringen, und an die Scheiben zu klopfen. Dieſe geniale Induſtrie iſt höchſt ergötzlich. Doch muß ich ſagen, daß es oft eine unangenehme Ueberraſchung für die Leute im Zimmer ſeyn mag. Denken Sie ſich, eine junge ſchöne Dame ſäße auf dem Sopha neben ihrem Vetter, durchblätterte mit ihm les feuilles d'automne von Hugo, und wäre ſehr zerſtreut — und jetzt pochte plötzlich ein garſtiger Affe an das Fenſter und guckte neugierig und ſpöttiſch in das Zimmer hinein — das wäre ja ein größerer Schrecken, als wenn

der Mann unerwartet aus dem Komptoir v
der heraufkäme, weil er ſeine Brille vergeſ
Ich begreife nicht, wie die Polizei ſolche F
densſtörung dulden kann; es müßte denn ſ
daß ſie ſelbſt die Affen zu Hausſpionen a
ſtellt. Es wäre gar nicht unmöglich.
ein Affe hat Verſtand genug dazu.

Vierzehnter Brief.

Paris, Mittwoch den 14. December 1831.

Gestern hat sich Mauguin mit dem Deputirten Viennet geschlagen. Mauguin vergaß sich und nannte die Kammer eine ministerielle; Viennet, selbst ein Ministerieller, vergaß sich auch, und nannte den Mauguin einen schaamlosen Menschen. Das beleidigte ihn, und er forderte Viennet. Ich finde es aber lächerlich, daß er einen Vorwurf, den er Andern gemacht, nicht selbst annehmen wollte. Darauf wurden zwei Pistolen geladen, und mit nicht mehr und nicht weniger als zwei Schuß Pulver

wurden zwei Ehren wieder hergestellt. In England und Deutschland wird so etwas gewöhnlich mit mehr Ernst betrieben, hier aber wird oft eine Komödie daraus gemacht; denn ich vermuthe sehr, daß man falsch ladet. Wäre ich Sekundant, ich thäte eine gute Kugel hinein. Zwar wäre der Welt mit einem Narren weniger nicht geholfen; aber ich thäte es aus Bosheit.

Meine Pariser Briefe sind jetzt bei den hiesigen Buchhändlern angekommen, und ich habe sie gelesen mit einer Ruhe und einer Gleichgültigkeit, mit der man die Rechnung eines Schneiders liest, wenn, um sie zu bezahlen, es weder an Geld noch guten Willen fehlt. Ich würde kein Wort zurücknehmen, wenn ich sie heute schriebe, und keine einzige Rede nur um einen Lichthauch blässer machen. Grob sind sie freilich, wie man sie gefunden. Wer hieß aber auch die dummen Menschen

nen so nahe treten, und sie durch die Brille
etrachten? Sie sind grob, wie Fresko-Ge-
ilde sind und seyn müssen, die in einiger
ntfernung angeschaut werden sollen. Auf der
ischen, noch feuchten Gegenwart gemalt,
ußten die Züge schnell der entschlossenen
and nachstürzen, durften nicht hinter zau-
rnder Bedenklichkeit nachschleichen. Dem Vol-
, das in weiten Kreisen umher steht und
in Vergrößerungsglas gebraucht, fällt es
erade mit dem rechten Maaße in die Augen.
ie freue ich mich, daß mir das gelungen;
ie froh bin ich, daß ich der pastellfarbigen
rtigkeit entsagt, die den verzärtelten Diplo-
aten so gut gefällt, weil sie es wegläcHeIn,
bald es ihnen nicht mehr behagt. Nein,
iesmal habe ich tiefe Furchen durch ihre Em-
findung gezogen, und das wird Früchte tra-
en; denn selbst für ihre eigenen Felder ist
ie Saat nicht in ihrer Hand — Gott sorgt

dafür. Daß man mir nur das Herz öffne, feindlich oder freundlich, gleichviel; beides ist mir willkommen, denn beides nützt der guten Sache.

Heine hat gegen die zwei Hamburger Künstler Meyer und Wurm, die noch freskoartiger gemalt als ich selbst, einen Artikel geschrieben. Gelesen habe ich ihn nicht, er sprach mir blos von seinem Vorsatze. Es war ihm aber gar nicht darum zu thun, mich zu vertheidigen, sondern sich selbst, da er zugleich mit mir angegriffen worden. Heine hat darin eine wahrhaft kindische Eitelkeit; er kann nicht den feinsten, ja nicht einmal den gröbsten Tadel vertragen. Er sagte mir, er wolle jene Menschen vernichten. Das dürfte mir gleichgültig seyn. Zwei Spatzen weniger in der Welt, das hilft zwar nichts, kann aber noch nichts schaden. Den Artikel schickte er an Cotta für die allgemeine Zeitung; nun

schrieb ihm dieser zurück: Es möchte doch seine Bedenklichkeit haben, eine Schrift zu vertheidigen, worin mit ausdrücklichen Worten stünde, jedes Volk dürfe seinen König absetzen, sobald ihm seine Nase nicht mehr gefiele. Geduld, himmlische Geduld! Was fange ich nun mit solchen Menschen an, die ganz ernstlich glauben, ich hätte den Völkern gerathen, ihre Fürsten zu verjagen, sobald sie mit deren Nasen unzufrieden würden? Wie würde es mir ergehen, wenn ich gegen solche Anschuldigungen mich vor deutschen Richtern zu vertheidigen hätte? Wenn ich sagte: Meine Herrn, Sie müssen das nicht so wörtlich nehmen — nun, ich glaube, das glaubten sie mir vielleicht. Was würde mich das aber nützen? Sie würden erwiedern: Sie hätten aber bedenken sollen, daß Sie nicht blos für gebildete Leser schreiben, sondern daß auch eine große Zahl Ungebildeter Ihre Werke liest, die keiner Ueberlegung fähig, sich nur an den Wortver-

ſtand halten. Zu dieſer Bemerkung würde ich ſchweigen, und ſagen: laßt mich in das Gefängniß zurückführen. Alles Reden wäre doch vergebens. Stünde ich aber vor einem deutſchen heimlichen Gerichte, wären Geſchworne da, und ſäße Volk auf den Gallerien, würde ich mich, wie folgt, vertheidigen. „Meine Herrn! „Der Deutſche iſt ein Krokodill (Allgemeines „Geſchrei des Unwillens. Krokodill! Krokodill! „zur Ordnung, zur Ordnung!) ... Meine „Herrn, der Deutſche iſt ein Krokodill. (Zur „Ordnung, zur Ordnung! der Präſident: „Sie mißbrauchen das Recht der Vertheidi„gung....) Meine Herrn, der Deutſche iſt ein „Krokodill — aber ich bitte Sie, laſſen Sie mich „doch zu Ende reden. Wenn ich ſage, der Deut„ſche iſt ein Krokodill, ſo meine ich gewiß nicht „damit, der Deutſche ſey ein wildes, grauſa„mes, räuberiſches Thier wie das Krokodill, und „weine heuchleriſche Kindesthränen. Ich denke

„gerade das Gegentheil. Der Deutsche ist zahm,
„gutmüthig, räuberlich aber gar nicht räube-
„risch, und weint so aufrichtige Thränen, als
„ein Kind, wenn es die Ruthe bekömmt. Wenn
„ich das deutsche Volk ein Krokodill genannt,
„so geschah es blos wegen seiner Körperbedeckung,
„die ganz der eines Krokodills gleicht. Sie hat
„dicke harte Schuppen, und ist wie ein Schie-
„ferdach. Was festes darauf fällt, prallt ab,
„was flüssiges, fließt hinunter. Jetzt denken
„Sie sich, meine Herrn, Sie wollten ein sol-
„ches Krokodill thierisch magnetisiren; zweitens,
„um es später von seinen schwachen Nerven zu
„heilen; erstens, um es früher hellsehend zu
„machen, daß es in sein Inneres hinein schaue,
„seine Krankheit erkenne, und die dienlichen
„Heilmittel errathe. Wie würden Sie das an-
„fangen? Würden Sie mit zarter gewärmter
„Hand auf den Panzer des Krokodills herum-
„streicheln? Gewiß nicht, Sie wären zu ver-

„künftig dazu. Sie würden begreifen, daß sol„ches Streicheln auf das Krokodill so wenig „Eindruck machte, als auf den Mond. Nein, „meine Herrn, Sie würden auf dem Krokodill „mit Füßen herum treten, Sie würden Nägel „in seine Schuppen bohren, und wenn dies noch „nicht hinreichte, ihm hundert Flintenkugeln auf „den Leib jagen. Sie würden berechnen, daß „von dieser großen angewendeten Kraft neun „und neunzig Hunderttheile ganz verlohren gin„gen, und daß der Hunderttheil, der übrig blie„be, gerade die sanfte und bescheidne Wirkung „hervorbrächte, die Sie bei Ihrem thierischen „Magnetisiren beabsichtigen. So habe ich es „auch gemacht. Wäre aber das deutsche Volk „kein Krokodill, sondern hätte es eine zarte „Haut, wie die schöne Fürstin von ***, dann „hätte ich ihm nicht gesagt, es dürfe einen Für„sten vertreiben, der eine unangenehme Nase „hat, sondern ich hätte wie folgt mit ihm ge-

„sprochen: „„Die Fürsten — mag sie nun Gott
„oder der Teufel, oder mögen sie sich selbst,
„mag die weise Vorsehung, oder mag der Narr
„Zufall sie eingesetzt haben — sind bestimmt,
„die Völker, welche ihnen anheim gefallen, nicht
„blos mit Gerechtigkeit, sondern auch mit Weis-
„heit, nicht blos mit Weisheit, sondern auch
„mit Stärke, nicht blos mit Stärke, sondern
„auch mit Milde zu regieren. Wo sie dieses
„nicht thun, oder nicht vermögen; wo sie das
„Recht schmählich verletzen, ihren eignen Sün-
„den, oder denen ihrer Lustgesellen zu fröhnen;
„wenn sie statt der ernsten Stimme der Klug-
„heit, den Possenliedern der Thorheit ihr Ohr
„hingeben; wenn sie zu schwach oder zu feige
„sind, den Verführungen oder Drohungen frem-
„der Fürsten zu widerstehen; wenn sie jedes
„Vergehen als eine Beleidigung ihrer Macht
„blutig und tückisch rächen — ein so mishan-
„deltes, so mit Füßen getretenes Volk darf

„und muß seinen verbrecherischen Fürsten vom „Throne stoßen und aus dem Lande jagen.““ „Hätte ich aber so mit dem deutschen Krokodill „gesprochen, wie viel von meinen Worten wäre „in sein Inneres gedrungen? Wenig, Nichts, „ja weniger als nichts. Ein Defizit des Wi„derstandes wäre dabei herausgekommen, und „das Krokodill hätte meine Lehre so gedeutet: „einen Fürsten, der despotisch regiere, müsse „man die Civilliste verdoppeln. Darum „sagte ich ihnen: ihr dürft jeden Fürsten ver„jagen, sobald euch seine Nase nicht mehr ge„fällt. Deutsche Gutmüthigkeit bringt von sol„cher Lehre neun und neunzig Hunderttheile in „Abzug, und dann bleibt gerade so viel übrig, „als ihnen zu wissen gut ist, als ich ihnen bei„zubringen mir vorgesetzt“... (allgemeines Beifallklatschen). Der Präsident: Alle Zeichen des Beifalls oder der Unzufriedenheit sind untersagt; wenn die Ruhe noch einmal gestört

wird, werde ich den Saal räumen lassen... Darauf ziehen sich die deutschen Geschwornen in ihr Zimmer zurück. Nach zehn Monaten, elf Tagen, zwölf Stunden und dreizehn Minuten, treten sie wieder in den Saal, und erklären den Angeklagten für nicht schuldig. Todesstille. Die Geschwornen sehen sich um, und werden bleich. Während ihrer Berathschlagung waren Angeschuldigte, Richter, der Prokurator des Königs, der Vertheidiger, sämmtliche Advokaten und Zuhörer alle Hungers gestorben, und schon in Fäulniß übergegangen. Diese traurige Geschichte hatte in Deutschland großes Aufsehen gemacht, und Herr von Kamptz in Berlin benutzte sie geschickt, und ließ in Jarke's antirevolutionairem Tendenzblättchen einen Aufsatz drucken, worin er aus der neuesten Erfahrung bewies, daß ein Schwurgericht für Deutschland gar nicht passe.

Sie aber, Sie, was halten Sie davon? Finden Sie nicht, daß ich Recht habe? Aber mein Gott! Sie haben gar nicht Acht gegeben. Sie waren zerſtreut und ich weiß auch warum. Während meiner langen Rede haben Sie an nichts gedacht, als wer die Fürſtin ſey, deren ſchönen Teint ich gelobt. Ich werde mich wohl hüten, das zu geſtehen. Indem ich es verſchweige, werden alle deutſche Prinzeſſinnen die Schmeichelei auf ſich beziehen, und ich werde dadurch ſechs und dreißig regierende Herzen gewinnen, welches mir ſehr nützlich ſeyn kann, wenn ich einmal früher oder ſpäter in die rauhen Fäuſte irgend einer deutſchen Polizei plumpe.

— Geſtern habe ich einem Welt-Eſſen beigewohnt. Nicht einem Eſſen, wo, wie in manchen Ländern Europens, die Welt von wenigen Mäulern geſpeißt wird; ſondern wo die Welt durch ihre Repräſentanten ſelbſt ſpeißt. Ich habe Nord- und Südamerikaner, Egyptier und

Ostindier, Schweden, Polen, Franzosen, Engländer, Deutsche, Schweizer, Italiener um einen Tische versammelt gesehen. Nur Russen waren keine da; denn diese, mit den Markknochen der Polen angenehm beschäftigt, verschmähen jetzt die magern Beefsteaks von gewöhnlichen Ochsen. Herr Jüllien, Herausgeber der bekannten Revûe encyklopädique, versammelte seit vielen Jahren seine Freunde und die es werden sollen — das will sagen alle Welt — monatlich einmal zu einem encyklopädischen Diner. Die Gesellschaft ist gewöhnlich mehr als hundert Personen stark; gestern aber waren es höchstens dreißig. Ihnen die kleinen Götter, die berühmten Polen, Italiener, Franzosen zu nennen, wäre zu weitläufig; die berühmten Frankfurter herzuzählen wäre kürzer, aber das verbietet mir die Bescheidenheit. Von europäischem Rufe war nur ein einziger Mann gegenwärtig, Sir Sidney Smith, dessen Bio-

graphie sie im Conversationslexikon finden. Er ist ein schöner und für sein Alter noch rüstiger Mann, und, was an einem Seehelden auffällt, er hat ganz die Art und Haltung eines feinen Pariſers. Der würde nie, wie Jean Bart, Taback im Vorzimmer eines Königs rauchen. Ich habe mich sehr unterhalten. Aber, mein Gott, ich erstaune über die Menschen, welchen in Paris nicht aller Ehrgeiz zu Ekel wird. Diese Stadt ist eine Kloake des Ruhms, die ihn auf dunkeln und schmutzigen Wegen in den nächsten Bach schwemmt, worin er immer weiter und weiter, bis in das Meer der Vergessenheit fließt. Sidney Smith wohnt seit vielen Jahren in Paris. Seine Tochter wohnt auch hier und ist an den Baron Delmar (Ossianischer Name), einen getauften Juden und geadelten Lieferanten aus Berlin, verheyrathet. Man erzählte mir von ihm, daß er nur Personen vom höchsten Stande empfange, und man, um in

ſeinem Hauſe Zutritt zu erhalten, mehr Ahnen bedürfe, als man ehemals von einem deutſchen Domherrn forderte. So iſt es aber in allen Ländern; chriſtlicher Adel und jüdiſches Geld haben eine unglaubliche Affinität gegen einander, und darum iſt die Faubourg St. Germain jeder Reſidenz eigentlich eine Vorſtadt Jeruſalems.

Ein junger Menſch aus Genf ließ, als er meinen Namen hörte, ſich mir vorſtellen, und äußerte: er habe ſchon längſt den Wunſch gehabt, mich kennen zu lernen. Sie wiſſen ja, wie ich bei ſolchen Gelegenheiten mit meinem Pagodenkopf wackele; ich lache mich immer ſelbſt aus, und erſt ſpäter den Andern. Der junge Neugierige nahm bei Tiſche ſeinen Platz neben mir. Ich fragte ihn, wie es ihm in Paris gefiele? Er erwiederte: Die Politik verleide ihm ſeinen ganzen Aufenthalt. Ich ſtutzte; doch weiß ich mich leicht in ſolche Denkungsart zu finden.

In meinem eignen Kopfe iſt eine große Landſtraße ganz mit dieſer Geſinnung gepflaſtert. Ich erwiederte: ja wohl wäre es traurig, daß Politik, Regierung, Staat, Geſetz, Freiheit, alles nur Werkzeuge, das Glück der Menſchen zu bereiten; alles nur Wege, ſie zur Kunſt, Wiſſenſchaft, zum Handel, zu häuslichem Glücke, zu brüderlicher Geſellſchaft, zum Vollgenuſſe des Lebens zu führen — daß dieſe Werkzeuge mit dem Kunſtwerke ſelbſt, daß die Wege mit dem Ziele verwechſelt werden; daß man vor lauter Arbeiten es zu keiner Arbeit bringt; daß die grauſamen Kriege der Regierungen gegen ihre Völkchen und die thörigten Völker unter ſich ſelbſt alle Kräfte der Menſchheit verzehren; daß die letzte Verwünſchung den letzten Athemzug ausgeben und der Frieden keinen mehr finden wird, der ihn genießt. Aber zu dieſem Standpunkte der Betrachtung folgte mir der junge Mann nicht; die Politik war ihm zuwider, wie

dem Dichter Robert in Baden-Baden. Darüber verwunderte ich mich. Ich fragte ihn, ob er in Paris studire und was? Er erwiederte, daß er sich der deutschen Philosophie ergeben, und jetzt beschäftigt sey, ein Werk von Schelling ins Französische zu übersetzen. Er kannte die ganze philosophische Literatur der Deutschen, sogar die Werke Carove's, des Biographen Gottes. Im nächsten Frühling will er nach München gehen. Also das war's! Es ist nicht nöthig, daß ich mich darüber auslasse; ich habe das schon oft besprochen. Als ich ihm einmal Salat präsentirt, der noch nicht angemacht war, dachte ich: Als deutscher Philosoph hätte er es vielleicht gar nicht bemerkt.

Beim Desert wurden wie üblich Toasts ausgebracht. Zuerst: à l'union des peuples! Dann wurden alle Völker durchgetrunken. Zuerst die Polen. Herr Jüllien kündigte an, die Gesellschaft würde den Generalen Romarino, Langer-

man und Schneider und der Gräfin Plater, der polnischen Amazone, die in diesen Tagen hier ankommen würde, im nächsten Monate ein Fest geben. Darauf stand ein junger Pole auf, Herr von Plater, Vetter der Gräfin, und dankte im Namen seiner Nation. Endlich kam auch die Reihe an die Deutschen — ganz zuletzt. Herr Jüllien trank aber nicht auf die Gesundheit des ganzen deutschen Körpers, sondern nur auf die seiner schwachen Füße, auf das Wohl de cette partie de l'Allemagne, welche Freiheit habe, fordere, vertheidige. Ich, * * *, und ein Berliner, den ich nicht kenne, waren die drei anwesenden Deutschen. Der Berliner war wohl ein Hegelianer, oder dachte an die Cholera oder an Köpenick und schwieg. Mir durfte zu reden gar nicht einfallen, weil ich schlecht Französisch spreche. Aber * * * der es gut spricht, forderte ich auf zu antworten. Doch er schwieg. Und er schwieg nicht allein, er ward noch roth,

als hätte er gesprochen. Stumm und roth wie ein Krebs! Ich schämte mich — nein, das ist das rechte Wort nicht — es schmerzte mich. Und warum habe ich nicht gesprochen? Der Pole vor mir sprach viel schlechter Französisch, als ich. Und mir war das Herz so voll, daß ich eine ganze Stunde hätte sprechen können, und ich hätte vermocht, alles so schnell niederzuschreiben, als es hätte gesprochen werden müssen. Aber mir kam in den Sinn, was wohl meine Aengstlichkeit entschuldigt, aber das Gefühl derselben nur noch bitterer macht. Ich bedachte: ein Pole, ein Spanier repräsentirt ein Vaterland, sein Volk steht hinter ihm, was er spricht sind nicht Worte, er berührt Tasten, die Thaten wiederklingen, er erinnert, man hört nicht ihn, man hört die Vergangenheit, man sieht das weit entfernte Land. Aber was repräsentire ich, an welche Thaten erinnere ich? Ich stehe allein, ich bin ein Lakai und trage,

wie alle Deutſche, die Livree des Grafen von Münch-Bellinghauſen. Man hätte mich als einen Schriftſteller, als einen Redner beurtheilt; man hätte mich, nachdem ich gut oder ſchlecht geſprochen, wie einen Schauſpieler beklatſcht oder ausgepfiffen. Da ſtockt das Blut, da ſteht die Zunge ſtill. Mag ſich ſchämen, wem es zukömmt. Arndt wäre freilich nicht in Verlegenheit gekommen. Er hätte geſprochen von den Sygambern und Cheruskern, von den Katten und Franken, von Allemanen, Frieſen, Chaucern, Vandalen, Burgundionen, Quaden, Markomanen, Bojoariern, Hermunduren und Teutonen. Er hätte geſprochen — von Gauen, von Hermann dem Cherusker, vom Teutoburger Wald, von Marobodäus und den Hohenſtaufen. Aber ich bin nicht Arndt. Ich kenne nur die Deutſchen des Regensburger Reichstags und des Wiener Friedens, und die ſind nicht weit her.

Bei Tiſche wurde auch angekündigt, daß eine aus polniſchen und franzöſiſchen Gelehrten gebildete Geſellſchaft den Vorſatz gefaßt, alle claſſiſchen Schriften der Polen, etwa funfzig bis ſechzig Bände, in das Franzöſiſche zu überſetzen, um mit dem Ertrage des Werkes die dürftigen Polen zu unterſtützen. Gewiß, die Franzoſen haben eine gute Art, wohl zu thun. Die Rauheit ihrer Regierung gut zu machen, thut das auch Noth. Schmach und Unglück über die heuchleriſchen Erbſchleicher der Julirevolution! Keiner der vertriebenen Polen darf nach Paris; ſie werden wie Vagabunden auf vorgeſchriebenen Wegen nach dem ſüdlichen Frankreich gewieſen, und dort unter Aufſicht der Polizei geſtellt. Man will ſie an das Mittelländiſche Meer führen, um ſie dann bei Strafe des Hungertodes zu zwingen, unter den Truppen von Algier Dienſte zu nehmen. Afrika oder Sibirien — dieſe Wahl

giebt ihnen Louis Philipp! Um dieſen Preis erkauft ſich der Krämer Perrier den Bruderkuß des Grafen von Neſſelrode!

Vor einigen Tagen hat man einen Menſchen feſtgenommen, der von dem Theater ſich an den Wagen des Königs ſich zu drängen ſuchte. Man fand Piſtolen und einen Dolch bei ihm. Mag nun ſeyn, daß die Polizei dieſen Menſchen abgerichtet, um den König zu ſchrecken, und zur Tyrannei zu führen; oder mag ernſtlich ein Mordverſuch ſtattgefunden — beides ſind ſchlimme Zeichen. Dieſer König leidet an einem böſen innern Geſchwüre und er wird nie mehr geſunden.

Freitag den 16. December.

Was iſt denn das für eine Geſchichte mit dem Oehler, wovon die heutigen Blätter ſprechen? Laſſen Sie mir doch durch *** über die Sache genau berichten und der Wahrheit gemäß. Es heißt, der Oehler habe ſchwören müſſen, daß er nie darüber ſprechen wolle, aus welchem Grunde er arretirt worden ſey. Das iſt eines der teufliſchen Mittel, welche deutſche Regierungen ſeit fünfzehn Jahren oft angewendet, ihre verborgenen Miſſethaten mit ewiger Nacht zu bedecken. Ein Thor und ein pflichtvergeſſener Menſch, wer einen ſolchen abgefolterten Eid hält. Es iſt der Eid, zu dem ein Räuber mit gezücktem Dolche uns zwingt, daß wir ſeine Miſſethat nicht verra-

then, damit er ferner ungestört rauben und morden könne. Jeder gute Bürger ist es seinem Vaterlande, dem mishandelten Rechte, dem beleidigten Himmel schuldig, an den Tag zu bringen, was gottvergessen im Dunkeln waltet, und einen Eid zu brechen, der ihn zum Mitschuldigen einer Schandthat macht und ihn an die Sünder kettet. Wie! Könige haben den Eid gebrochen, den sie ungezwungen der Freiheit geschworen, und ein Bürger sollte verpflichtet seyn, zum Vortheile der Tyrannei einen Schwur zu halten, den ihm die grausamste Gewalt abgepeinigt? Nimmermehr. Das fordert der Himmel nicht, ja das weis't er zurück.

Fünfzehnter Brief.

Paris, Samstag den 17. December 1831.

Meine Briefe, wie ich gestern hier vom Buchhändler hörte, werden besonders viel von Engländern gekauft. So wäre ja die Zeit schon gekommen, die ich vorher gesagt, wo die neugierigen Reisenden ihre Antiquités de l'Allemagne in der Hand, unser Vaterland besuchen. Die Engländer sind hier wie immer voraus; ich, bin ihr Vasari, sie kaufen mich und stecken mich in die Tasche.

Ich glaube es immermehr, daß Herr von ** gesagt hat: dieser Dr. Börne ver-

diente, daß man ihm fünf und zwanzig aufzählte. Ich kenne Herrn von *** sehr genau; ich habe vor einigen Jahren in Schlangenbad ihm täglich das Essen bringen sehen; es ist nicht möglich, daß ein Edelmann die Gesinnung eines Lakaien habe, daß ein Minister wie ein Stallknecht spreche. Indessen habe ich doch für den möglichen Fall, daß es wahr sey, dem Herrn von *** die fünf und zwanzig Stockprügel in Rechnung gesetzt, und ich werde sie ihm früher oder später vergüten.

Die Pariser Briefe hat der Buchhändler hier schon alle verkauft. Sie werden in das Englische übersetzt. Dagegen habe ich nichts. Geist und Sprache der Engländer weiß sich mit allem Deutschen innigst zu verschmelzen. Aber die französische Uebersetzung, an die man auch denkt, würde ich hintertreiben, wenn es in meiner Gewalt stünde.

* * *

In der Nürnberger Zeitung, ein Unter-Blättchen, wo die Hühneraugen und Frostbeulen der ärmsten Teufel von Schriftstellern sich versammeln, heißt es in einem Schreiben aus Berlin: „Börne's Briefe aus Paris, die „hier großes Aufsehen gemacht, wurden allgemein mit Verachtung und Abscheu aufgenommen, und es ist erstaunlich, wie dieser „Börne, der sonst bei den Berlinern so hoch „gestanden, plötzlich so tief sinken konnte.“ So oft ich solchen Bettelvogt-Styl lese, bekomme ich die größte Lust, einmal gegen mich selbst zu schreiben, um den armen deutschen Ministerial-Kanzlisten zu zeigen, wie man lügen könne, ohne sich lächerlich zu machen. Ich weiß es besser, wie ich in Berlin gewirkt. Für gar viele war ich ein Pfropfenzieher, und mancher eingeschlossene Geist ist hoch hinauf bis an die Decke gesprungen, nachdem ich ihn von der Angst des Eisendrahts befreit.

Montag den 19. December.

Neulich war ich im Theater de la Gaité, welches ich früher noch nie beſucht. Seitdem haben Wind und Froſt meine Augen wieder getrocknet; denn wahrhaftig, gleich darauf hätte ich Ihnen gar nicht davon ſchreiben können. Nie in meinem Leben habe ich ſo viel geweint, als in dieſem théâtre de la Gaité. Ich hatte mich nicht vorgeſehen, hatte meine Augen nicht verriegelt, und jetzt ſtürzte die ſpitzbübiſche Rührung herein, und raubte allen Verſtand in meinem Kopfe. Dieſes Theater iſt das vornehmſte unter den gemeinen, unter den Boulevard-Theatern. Das volle Haus gewährte einen wohlthuenden, ſanft erwärmenden Anblick, und nie habe ich mich zwiſchen den Akten ſo behaglich gefühlt als

hier. Das Aufziehen des Vorhanges ſtörte mich jedesmal. Die Zuſchauer gehörten alle zu den niedern Bürgerklaſſen, die den Mittelſtand von dem Pöbel trennen. Meiſtens Weiber und Mädchen, ſehr wenige Männer. Sie trugen alle weiße Häubchen. Sie können ſich nichts lieblicheres denken. Alle Gallerien rund umher, von oben bis unten und das ganze Parterre, waren weiß. Ich wußte vor lauter Wohlgefallen gar nicht, womit ich dieſen ſchönen Anblick vergleichen ſollte. Bald erſchien es mir wie ein beſchneiter Wald; bald wie ein Bleichgarten, wo die Wäſche zum Trocknen aufgehängt iſt; bald wie eine Heerde (aber gutmeinender) Gänſe; bald wie eine Lilienflur, auf welcher die wenigen [redacted] und farbigen Hüte als Tulpen [redacted]

Jetzt war zu bewundern der Fleiß und die Aufmerkſamkeit dieſer Zuſchauerinnen den ganzen Abend. Dieſe guten Mütter und Töchter

ſind nicht abgeſtumpft, ſie gehen ſelten in das Theater, und ſehen wohl nur einmal das nehmliche Stück. Sie kommen mit einem tüchtigen Hunger und wollen ſich ſatt hören und ſehen. In der Mitte der erſten Gallerie, ganz genau in der Mitte, wo bei uns die Prinzeſſinnen ſitzen, ſaß, wie ein Solitair in einem Ringe, ein Marktweib, fleiſchig, rothwangig, mit Armen, wie junge Tannen. Ich konnte kein Auge von ihr abwenden. Sie hatte ihre verſchränkten Arme auf die rothgepolſterte Lehne gelegt, und ſtarrte regungslos fünf Stunden lang mit durchbohrender Aufmerkſamkeit nach der Bühne hin. Es war, als hätte ſie die Worte ſchockweiſe gekauft und [illegible] angſtlich nach, ob ſie keine bekommen. Und jetzt das allgemeine Weinen! Nein, einen ſolchen Augenbruch habe ich nie geſehen. Wer Augen hatte, weinte; wer ein weißes Schnupftuch, trock-

te seine Thränen; wer ein farbiges (das ist
ne Erfindung) ließ sie fließen. Ich selbst,
s ich mich umhergesehen, und wahrnahm,
e wenige Menschen im Hause waren, die
s Recht hatten mich auszulachen, weinte
ch. Der Polizei-Kommissair des Theaters,
r neben mir saß, sah mich recht freundlich
d gutmüthig an und dachte wohl bei sich:
be es doch keine schlimmere Volksbewegung
s diese, dann wäre es ein Vergnügen Polizei-
mmissair im quartier du temple zu seyn!
arum haben wir so viel geweint? Sie sol-
n es erfahren. Vorher aber ziehen Sie auf
ne Viertelstunde einen Ueberrock an, setzen
nen runden Hut auf — kurz — ich bitte Sie,
achen Sie mir durch we[illegible]
n die Arbeit nicht so sau[illegible] Ju,
g Zeit; Europa wartet auf mich.

Das Drama heißt: Il y a seize ans,
n Stoff mögen sie wohl aus Deutschland

gehalt haben; aber die Bearbeitung ſcheint eigenthümlich. Sie iſt gut genug, und für Paris von einer ſeltenen Vollendung. Ich habe nie ein Schauſpiel geſehen, das, ohne den geringſten Kunſtwerth zu haben, doch eine theatraliſche Wirkung hervorbringt, der man ſich den andern Tag nicht zu ſchämen braucht. Hören Sie! Amalie, die Tochter des Grafen von Clairville, 32 Jahre alt — vergeſſen Sie dieſes Alter nicht; ſind es doch nur Jahre einer Andern! — wird gleich bei ihrem erſten Auftreten als ein höchſt liebenswürdiges, höchſt achtungswerthes Frauenzimmer erkannt. Sanft, beſcheiden, von der zarteſten weiblichen Sittſamkeit, hat ihr, das reifere Alter nichts gegeben als die Leidenſchaftlichkeit, mit der [illegible] der Jugend jedes Leid erträgt, und der unvermählte Stand ihr nichts gegeben als einen Reichthum von aufgeſparter Liebe An dem Tage, wo wir ſie kennen lernen, er

wartet ſie den Baron von Saintval, den ihr beſtimmten Gatten, um ſich mit ihm zu verloben. Der Baron iſt vierzig Jahre alt, und iſt nicht blos ein untadelhafter Mann, ſondern auch ein Mann von den angenehmſten und ſchätzenswerthſten Eigenſchaften. Die Gräfin erkennt ſeinen Werth, aber ſie fühlt keine Liebe für ihn. Sie liebt nicht einen andern, ſie hat nie geliebt. Doch ſie hat eine tiefe Abneigung gegen die Ehe, und nur um ihren Vater vor Verarmung zu ſchützen, in die ihn ein erlittener Unglücksfall zu ſtürzen droht, reicht ſie dem reichen Baron die Hand. Es iſt aber hier keiner von den gemeinen Händeln, wo ein pflichtvergeſſener Vater das Glück und die Seligkeit ſeines Kindes ſeiner eigenen Behaglichkeit aufopfert und wo ein unerfahrnes, pflichtmißdeutendes Kind ein ſolches Opfer bringt; ſondern es findet ein edleres Verhältniß ſtatt. Graf Clairville hatte im Jahre 1814,

als der Feind nach Frankreich kam, von dem alten Baron Saintval eine halbe Million in Papieren anvertraut bekommen. Er verschloß das Portefeuille in eine geheime Schublade seines Sekretairs, und von dort wurde es ihm auf eine unerklärliche und unerklärt gebliebene Weise entwendet. Der alte Baron starb unterdessen; keiner wußte von dem anvertrauten Vermögen, nicht einmal der Sohn des Barons. Aber Graf Clairville verkannte keinen Augenblick die Stimme der Ehre und der Pflicht, und beschloß mit Aufopferung seines ganzen Vermögens dem Erben seines verstorbenen Freundes den Verlust zu ersetzen. Doch durfte ihn seine Verarmung in alten Tagen und die Hilflosigkeit seiner Tochter schmerzen, und als der Baron um deren Hand anhielt, ihm erlaubt seyn, ihre Abneigung gegen die Ehe zu überwinden, um seine Pflicht mit seinem Vortheile zu vereinigen.

In dem Hauſe des Baron Clairville und unter dem Schutze der Tochter, lebte ein 16jähriger Knabe, Namens Felix. Die Gräfin hatte ihn als Findelkind aufgenommen und ihn erzogen. Sie war dem Knaben mit mütterlicher Liebe zugethan, und dieſer hing an ihr mit der zärtlichſten Neigung eines Sohnes. An dem Tage, der zu ihrer Verlobung beſtimmt war, ſehen wir die Gräfin in der heftigſten Gemüthsbewegung. Sie hat den unvermeidlichen Entſchluß gefaßt, den Knaben vor Ankunft ihres Verlobten aus dem Hauſe zu entfernen. Sie ruft Felix herein, drückt ihn mit Schmerz und Liebe an ihre Bruſt, und kündigt ihm an, er müſſe ſie verlaſſen. Der Knabe jammert verzweiflungsvoll. Die Gräfin kann nicht anders — den Knaben zu beruhigen, ihm die Nothwendigkeit ſeines harten Geſchicks zu erklären, ihr eigenes Herz zu rechtfertigen, muß ſie ihm geſtehen, daß ſie

seine Mutter sey. Jetzt vermähle sie sich; ihre Ehre, ihr Glück, ihre Ruhe hänge von dem Geheimnisse ab, das den achtsamen Blikken eines Gatten nicht lange verborgen bleiben könne. Sie müßten sich trennen. Felix ist entzückt, in der geliebten Pflegemutter seine wahre Mutter zu finden. Er hat alles verstanden, er begreift alles, mit männlicher Fassung erträgt er sein trauriges Geschick, und ist zum Opfer entschlossen. Er verspricht seiner Mutter, er werde das Geheimniß ewig bewahren, ihre Ehre ihm heilig seyn. Felix wird der Begleitung eines alten Pächters anvertraut, der von dem Geheimnisse weiß. Er soll nach Paris geführt werden, wo die Gräfin für ihn sorgen will. Bei der Trennung giebt sie ihm Diamanten von großem Werthe und vieles Geld mit. Der Knabe geht, und der Verlobte kömmt an. Baron Saintval hat immer eine Art Kälte in dem Betragen der Gräfin

gefunden, eine unerklärliche Zurückhaltung, und der versteckte Kummer in ihren Zügen war ihm nicht entgangen. War es Abneigung gegen ihn, war es etwas Anderes — er wußte es nicht zu deuten. Jetzt im Begriffe, ein unauflösliches Band zu knüpfen, suchte er die Gräfin auf die liebevollste und zarteste Weise dahin zu bringen, daß sie ihm ganz ihr Herz öffne. Aber selbst die edelste Frau kennt den engen Schmugglerpfad, der sich zwischen der Wahrheit und der Lüge hinschlängelt, und weiß sich durchzuschleichen. Der Baron ist beruhigt, ist glücklich und hofft, die Freundin werde ihn noch lieben lernen. Der Ehevertrag wird unterzeichnet. —

Im zweiten Akte sehen wir die Scene in einem Walde. Dort, zwischen Felsen, ist eine Bande jener Brandstifter versammelt, die im letzten Jahre der Regierung Karls X. einen Theil Frankreichs verwüsteten, und deren

Treiben man damals einer höllischen Politik der Regierung zuschrieb. Die Brandstifter waren benachrichtigt, daß sie von Soldaten verfolgt würden, und da der Weg zu ihrem Schlupfwinkel über eine schmale Brücke führte, die über einen Abgrund hing, sägten sie die Balken, welche die Brücke trugen, so durch, daß man es äußerlich nicht wahrnahm, damit sie unter den nacheilenden Soldaten einbräche. Jetzt kam Felix mit seinem Begleiter. Der alte Pächter betrat zuerst die Brücke, sie brach und er stürzte in die Tiefe, rettungslos. Felix springt entsetzt zurück, schreit nach Hilfe, und sinkt mit herzzerreißendem Jammer besinnungslos zu Boden. Ein alter Bettler von der Mordbrenner-Bande giebt dem Knaben liebreiche Worte, und bietet sich an, ihn bei hereinbrechender Nacht in eine nahe Pächterswohnung zu bringen. Der Bettler wollte diese gute Gelegenheit zu einer Schandthat benutzen.

Ihm war von seinen Obern der Auftrag ertheilt worden, eben in jener Pächterswohnung Feuer anzulegen, und Felix mußte ihm dazu dienen, sich mit guter Art dort einzuführen. Er begleitet den Knaben dahin. Dort bei dem reichen Pächter war man gerade mit einem fröhlichen Erndtefeste beschäftigt. Der Knabe, dessen Unglück der Bettler erzählt, wird aufs liebreichste aufgenommen; man sucht ihn zu beruhigen, man tröstet ihn. Um seine Herkunft, um seine Eltern befragt, schweigt Felix und weis't sanft doch entschlossen die Theilnahme zurück. Das befremdet; doch die guten Leute schreiben es dem Schrecken, der Verwirrung des Knaben zu. Der Bettler wird von den Pächters-Leuten für seine gutmüthige Sorge um dem Knaben gelobt, beschenkt und eingeladen, die Nacht im Hause zuzubringen. Er lehnt das Anerbieten unter einem Vorwande ab und entfernt sich. Dem krankmü-

den Felix wird ein Lager bereitet. Als dieſe eingeſchlafen und alles im Hauſe ruhig war, ſchleicht ſich der Bettler ins Haus zurück, wirft eine Brandbüchſe auf ein Strohdach und eilt davon. Der Vorhang fällt.

Im folgenden Akte ſehen wir die Pächterswohnung, noch den vorigen Tage ein Sitz des Wohlſtandes, des Glücks und der Fröhlichkeit, in eine wüſte Brandſtätte verwandelt, und hören das Jammergeſchrei der zu Grunde gerichteten Landleute; Felix, von Gensd'armen bewacht, bleich und zerſtört, ſteht vor dem Maire und wird von ihm vernommen. Der Verdacht der Brandſtiftung fiel auf ihn. Er war der einzige Fremde im Hofe, ſein geheimnißvolles Weſen hatte gleich bei ſeinem Eintritt Aufmerkſamkeit erregt, und übrigens war bekannt, daß Knaben zu ſolchen Brandſtiftungen gebraucht wurden. Felix ſoll dem Unterſuchungsrichter ſeinen Namen, Wohnort

nd ſeine Herkunft angeben; er ſagt: das nüſſe er verſchweigen. Man unterſucht ſeine Taſchen und findet Diamanten und Geld darin. Woher er ſie bekommen, erklärt er nicht. Endlich wird er von einem der umherverſammelten Landleute erkannt, der ihn früher auf dem Gute des Grafen Clairville geſehen. Felix behauptet ſtandhaft, er kenne den Grafen Clairville nicht. Es wird ihm angekündigt, er würde dahin geführt werden. Der unglückliche Knabe, eingedenk ſeiner Mutter und ihres fürchterlichen Geheimniſſes, geräth in Verzweiflung, fleht jammervoll, man möchte ihn nur nicht auf das Gut des Grafen Clairville bringen, er wolle alles eingeſtehen. Ja er habe die Diamanten und das Geld dort geſtohlen, er habe das Feuer angelegt. Nach dieſem Geſtändniſſe war es um ſo nöthiger, ihn auf das Gut zu bringen, und Felix wurde unter Bewachung, von dem Maire begleitet,

nach Clairville geführt. Dort wurde am nehmlichen Morgen die Trauung der Gräfin Clairville mit dem Baron Saintval vollzogen. Die Neuvermählten kommen aus der Kirche, eine glänzende Gesellschaft war im Salon versammelt, die Zeit vor dem Hochzeitmahle mit Spiel, Musik, Tanz zu verbringen. Die Gräfin war heiter, ihr Mann glücklich. Da wurde der Maire gemeldet, der in einer Sache, die das allgemeine Wohl beträfe, den Herrn und die Dame des Hauses sprechen müsse. Man läßt ihn eintreten (Felix in einem Wagen bewacht, bleibt unten im Hofe). Der Maire wendet sich an die Gräfin, und fängt seine Geschichte zu erzählen an. Diese begreift anfänglich nicht. Man hält ihr die Diamanten und den Geldbeutel vor Augen, die man bei Felix gefunden. Da wird es bei der Gräfin fürchterlich Tag; doch noch faßt sie sich. Sie erklärt, sie habe wirklich das

les dem Knaben geſchenkt. Der Maire er-
iederte: der Knabe ſelbſt bekenne, es geſtoh-
n zu haben. Die Gräfin begreift Felix Edel-
uth, der, ihr Geheimniß nicht zu verrathen,
ber freiwillig ein Verbrechen auf ſich nahm.
er Maire erwiedert: wie ſie aus zartem Mit-
ide den Diebſtahl, den der Knabe begangen,
rſchweige; aber die Gerechtigkeit dürfe ſich
cht abwenden laſſen; der Knabe habe ſich
ch der Brandſtiftung ſchuldig gemacht, und
müſſe ihn den Gerichten überliefern. Auf
inen Wink wird Felix in den Saal geführt.
ie Gräfin drückt ihn leidenſchaftlich, angſt-
ll an ihre Bruſt. Felix flüſtert ihr zu, ſie
ge ſich nicht verrathen, er habe nichts aus-
ſagt. Sie aber kann ihr Herz nicht mehr
meiſtern, ihre Mutterliebe bricht in lichte
lammen aus, und ihr Gatte, ihr Vater,
e fremden Gäſte alle, vernehmen mit Ent-
zen aus ihrem Munde den Schmerzensruf:

Felix iſt mein Sohn! Es war eine fürchterliche Scene. Ich erleichterte mir ſehr das Herz, indem ich die alberne Figur betrachtete, die der friſche Ehemann machte, als ihm die lebendige Mitgift ſeiner Frau vorgezählt wurde. Der alte Vater geräth in Verzweiflung. Er zieht den Degen und will ſeine Tochter durchbohren, die ihn entehrt hat. Er reicht den Degen dem Baron und bittet ihn, in ſeinem Blute die erlittene Beſchimpfung abzuwaſchen. Die Gräfin ſinkt ohnmächtig nieder und der Vorhang fällt. —

Im letzten Akte erſcheint die Gräfin gefaßt. Sie hatte den Schmerz ausgeleert, und es blieb ihr nur noch ihre Pflicht übrig. Sie hat beſchloſſen in ein Kloſter zu gehen, und von allen Sorgen des Lebens nur noch die für ihren Felix zu behalten. Sie ſchreibt ihrem Vater einen Brief, ihm die dunkle traurige Geſchichte zu erklären. Sie erwartet den Be-

uch ihres Mannes, der ſchon alle Anſtalten
u ſeiner Abreiſe hat treffen laſſen, und ſie
um Abſchied noch einmal ſehen wollte. Es
ſt eine dumpfe Scene, wobei einem wehe
vird. Der Baron liebt Amalie, aber hier
var keine Rettung für ſein Herz; es mußte
ntſagen. Die Gräfin erklärt: es werde ihren
igenen, es werde den Schmerz, den, wie ſie
offe, er ſelbſt empfinde, mildern, wenn ſie ihm
ie Ueberzeugung gebe und er ſie mitnehmen kön-
e, daß ſie ſeiner Achtung nie unwürdig war.
Sie wolle ihm darum ihre unglückliche Ge-
ſchichte erzählen. Achtung! Der Baron macht
ein Geſicht wie ein Schaaf. Er bittet ſie,
um Gottes willen zu ſchweigen; er wolle nichts
hören; er liebe ſie, und es wäre ihm zu
ſchmerzlich, erfahren zu müſſen, daß früher als
er, ſchon ein Anderer ihre Liebe beſaß. Die
Gräfin erwiedert mit leidenſchaftlicher Heftigkeit:
Liebe? ich geliebt? Jamais! Der arme Baron

wird ganz verwirrt im Kopfe. Die Gräfin, von Schmerz und Schaam niedergeworfen, fällt zu ſeinen Füßen und erzählt folgendes: Vor 16 Jahren, im Jahre 1814, als ſich der ſiegende Feind Paris nahte, habe ſie ihr Vater, ſie in Sicherheit zu bringen, auf ein Gut eines ſeiner Pächter geführt. In einer Nacht wurde das Dorf überfallen; alles ging in Rauch und Flammen auf, alles wurde geplündert, niedergemetzelt. Der Pächter verbarg ſie, das ſechszehnjährige Mädchen, ſchnell in eine dunkle Höhle; kein Lichtſtrahl drang hinein... Sie war noch nicht dunkel genug für die Erinnerung... Die Gräfin hält ſich die Hände vor die Augen — wir wiſſen alles. Felix ihr Sohn, iſt 16 Jahre alt. Die Gräfin erhebt ſich, und bricht in einen Strom von Thränen aus. Der aufhorchende Baron wird immer ſtarrer und ſtarrer, bis er wie zerſchmettert zu den Füßen der Gräfin nieder-

ıkt. Er wolle die Geſchichte zu Ende er-
hlen. Er frägt nach dem Namen der Dor-
s, ſie nennt es ihm. Da zieht er einen
ing vom Finger. Die Gräfin, als ſie ihn
blickt, ſchreit: es iſt der Ring von meiner
rſtorbenen Mutter, den ich damals getragen.
er Graf: ein Verbrechen hat dich vor
chszehn Jahren zu meiner Gattin
macht!.. Und nun dieſes Gemiſch von
onne und Schmerz! Es war nicht zu dichten
ıd nicht zu ſpielen, aber es war zum Wei-
n. Felix tritt herein: der Baron durchwühlt
ine Geſichtszüge, erkennt ſeine eigenen, und
ückt entzückt den Knaben an ſein Herz, dem
kurz vorher das Herz hätte durchbohren
ögen... Iſt das nicht die ſchönſte garſtige
eſchichte von der Welt, und muß man nicht
ſtaunen, daß der Menſch ſeine Phantaſie
ltert, um Leiden von ihr zu erfahren, die das
shafteſte Geſchick dem Menſchen nie angethan?

Mittwoch den 21. December

Die Unglückſeligen! Sie laſſen uns ja keine Ruhe, ſie verhöhnen unſere Friedlichkeit, und fordern uns zu einem Kampfe heraus, den ſie fliehen, ſobald wir ihn angenommen! War ich doch vorgeſtern auf dem Wege, ein ordentlicher Menſch zu werden und ein Schriftſteller von Gerſtenzucker. Ein Mährchen hatte ich im Kopfe und eine Novelle, und beide — ich ſchmeichle mir gewiß nicht zu viel — hätten in der Wiener Theaterzeitung gedruckt werden dürfen. So war ich, und heute bin ich wieder ein ſchrecklicher Nußknacker. Alle zerbrochene Schaalen mögen über die kommen, die mich verhindert, mein Mährchen und meine Novelle zu vollenden. Montag ging ich um zwei Uhr aus dem Hauſe, um mein tägliches Bewegungs-Penſum abzu-

laufen: die Boulevards entlang bis auf den Baſtillen-Platz, und von da am Waſſer zurück. In der Paſſage de l'opéra kaufte ich mir ein Zahnpulver, Poudre-naquet dentifrice balsamique, pour donner aux gents la blancheur de l'ivoire. Ich las im Gehen den Zettel, in den das Schächtelchen gewickelt war. Es war Wiegen-Epapopeija für mein unruhiges Herz. Wie Herr Naquet ſagt: „Als ich wegen „herannahenden Greiſen-Alters, und meiner hin„fälligen Geſundheit, meinen Parfümerie-Han„del aufgab, wollte ich ein Kunſtwerk zum Vor„ſchein bringen, auf das ich die Sorgen meines „ganzen Lebens verwendet, ohne doch je das ge„wünſchte Ziel erreichen zu können. . . . . Auf „dem Lande, wohin ich mich zurückzog, im Schoo„ſe der Einſamkeit und des ſüßern Friedens, ge„lang es mir endlich, nach einer unzähligen „Menge von Verſuchen, ein balſamiſches „Zahnpulver zu Stande zu bringen . . . .

„Weder die glänzenden Anerbietungen meiner „Nachfolger; weder die Sorgen, noch die uner„müdete Geduld, die ein ſo großes Werk erfor„dert, noch die große Zahl der angeblichen Pſi„lodantes, die man unter prächtigen Titeln „der Welt darbietet — nichts, nichts konnte „meinen Entſchluß wankend machen. Und ich „hatte recht.... Der Menſchheit nützlich zu „ſeyn, den Frauen zumal, war immer mein „einziger Wunſch und wird es immer bleiben.... „Der Mund, die Wohnung der Grazien und „der zauberiſchen Schönheit, zog ſchon von der „frühſten Jugend an all mein Denken auf ſich, „ich weihte ihm meine Sorgen und meinen Ei„fer, und ich war glücklich genug, der Welt ei„nige Erzeugniſſe darzubieten, die mir ihren Bei„fall erwarben. Doch, ich darf es kühn behaup„ten, nie gab ich ihr ein Zahnpulver, das die„ſem gleicht; ein Zahnpulver, das, indem es „die Zähne weiß macht, ihren Schmelz bewahrt,

„das Zahnfleisch befestigt, und in dem Munde „ein schimmerndes Hochroth, und einen Balsam„Duft verbreitet.... Soll ich von der All„macht jenes Zauberbüchleins sprechen, wenn es „dem entzückten Blicke eine Doppelreihe von „Perlen darbietet, die zwischen glänzenden Co„rallen schimmern? Nein, hochberühmte Dichter, „anmuthige Federn haben diesen Gegenstand be„handelt, meine Farben werden bleich erscheinen „neben jenen. Ich habe mehr gethan. Ich ha„be mich mit etwas beschäftigt, das nicht weni„ger schwer, doch weit nützlicher ist, als die Be„schreibung eines schönen Mundes; ich habe das „Mittel gesucht, und nach langen mühevollen „Arbeiten es gefunden, wie man den Mund „immer schön erhalte. Die Schachtel kostet 3 Fr. „50 c., eine halbe 2 Fr..." Und so träumte ich mich in das Mährchen hinein: Von der schönen holdseligen Fee Conferenz, deren Mund lächelte wie Morgenroth, deren Zähne

glänzten wie Sonnenstrahlen, und wo sie vorüberschwebte, verwandelte sie Tag in Nacht. Die schlafenden Vögel erwachten und sangen ihr Morgenlied. Die Blumen neigten ihr Haupt vor ihr. Was lebte, zog ihr jubelnd entgegen. Und sie fesselte einen Königssohn, der sich in Liebe für sie verzehrte. Er ermordete seinen Vater, und dann führte sein eignes Volk ihn auf das Blutgerüste. Ehe sein Haupt fiel, rief der Unglückliche die Rache des Himmels an. Die Fee war eine böse giftige Zauberin. Da berührte sie ein guter Geist, der mächtiger war als sie, mit leichter Hand, und sie zerstiebte in ein blutrothes Pulver... An der Ecke der Richelieu-Straße war das Mährchen fertig.

Einige Schritte weiter, bey den Variétés, umgab ein großer dichter Menschenkreis ein Frauenzimmer von etwa vier und dreißig Jahren, in deren blassen Zügen Spuren einer großen Schönheit zu erkennen waren. Sie war

nicht vornehm, aber anständig und reinlich gekleidet. Sie kniete auf dem regenfeuchten Boden und herzte einen alten garstigen Pudel, der frohlockend an sie heraufsprang. Was um ihr her gesprochen, gelacht wurde, kümmerte sie nicht, sie hatte die Welt vergessen über ihren Fund. Am Morgen hatte sie ihn auf der Straße verlohren, und nach einigen Stunden, an dieser Stelle — ein Wunder in Paris — ihn wieder gefunden. Ich machte eine Novelle daraus. Von dem Hunde des treulosen Geliebten. Er kam nicht wieder. Am dritten Abend vergeblichen, schmerzlichen Erwartens, scharrte es an Antoniens Thüre. Sie öffnete sie, und blieb mit sprachlosem Entzücken stehen. Es war der Hund des Geliebten. Sie horchte nach seinem Tritte, sie lehnte sich über das Treppengeländer und schaute hinab. Er kam nicht. Da verfiel sie in stillen Wahnsinn. Jeden Abend setzte sie, wie sie es gewohnt war, zwei Gedecke auf den

Tiſch. Auf einem Stuhle neben ihr ſaß der Hund, dem ſie den Namen Heinrich gab. Sie legte ihm das Eſſen auf den Teller. „Willſt du denn davon nicht, Heinrich? das haſt du ja immer gern gehabt;“ dann brach ſie in Thränen aus und warf ſich jammernd auf die Erde. Der Hund ſprang vom Stuhle und wimmerte zu ihren Füſſen...

Jetzt kam ich an die Montmartre-Straße. Da ſah es aus, wie in einem Feldlager. Dragoner, Huſaren, Gensd'armen, Fußvolk, zahlloſe Schaaren von Polizei-Wachen, hielten die Straßen beſetzt, die von den Boulevards ſeitwärts führen. Große Soldaten-Trupps zogen auf und ab. Ich fragte einige aus dem zahlreich verſammelten Volke, was das bedeute? Die Studenten hatten ſich vereinigt, in feierlichem Zuge dem General Romarino, der in der Straße Montmartre wohnte, eine Ehrenfahne zu überreichen. Die bewaffnete Macht jagte ſie

zurück und zerstreute sie mit unerhörter Mishandlung. Da ergrimmte ich wieder, und fort Mährchen, fort Novelle! Ich verstand das gleich. Wort für Wort wußte ich vorher, was Casimir Perrier an diesem Tage (er sollte über die Lyoner Gräuel Rechenschaft geben) in der Kammer sagen, was seine Papagayen auf der Börse und in den Zeitungen ihm nachplaudern würden. Schon den Tag vorher waren die Studenten in gleich großer Zahl zu den polnischen Generalen gezogen. Die Polizei setzte sich nicht entgegen und alles lief ruhig ab. Kein Bürger zeigte Furcht, kein Laden wurde geschlossen, der Verkehr nicht im geringsten gestört. Den folgenden Tag hatten die Minister sich gegen den vorausbekannten Angriff der Opposition zu vertheidigen. Es that ihnen Noth, ihren Söldnertrupp und ihr Angstgefolge enge zusammenzuziehen und zum Kampf anzufeuern. Der Zug der Studenten kam ihnen erwünscht entgegen.

Man ſtellte ſich, als habe man Furcht, um bei den Bürgern Furcht zu erregen. Man ließ die bewaffnete Macht auf den Straßen toben. Schrecken verbreitete ſich. Die Läden wurden geſchloſſen. Das wollte man. Die Kaufleute, die gerade um dieſe Weihnacht-Zeit mehr verkaufen in einer Woche, als ſonſt in ganzen Monaten, ſollten gegen die Männer der Freiheit, der Bewegung, gegen die Unruheſtifter murren, und ihren Schmerz und ihren Zorn der Rache ihres Krämer-Gottes, Caſimir Perrier, überlaſſen. Bei ſolchem ſchändlichen, kleinlich tückiſchen Treiben der Staats-Gewalt — kann man da Novellen ſchreiben? Nein. Ich verfaßte eine donnernde Zornrede, breit und erhaben wie keine früher; zehn Galgen hoch. Nicht dieſen Perrier allein, alle Perriers Europa's hatte ich niedergeſchmettert. Ich hatte mich abgekühlt und war zufrieden mit mir. Aber wie wurde ich beſchämt! Ich kam bis auf den Boulevard

du Temple. Wie wurde ich da beſchämt von einem Manne, der ſprachlos da ſtand, aber mit einer einzigen Bewegung die Regierung beredtſamer ſtrafte, als ich mit tauſend Worten es gethan. Es war ein ſtattlicher kräftiger Mann aus dem Volke, mit ſonnenbraunem Geſichte, feurigem Blicke, buſchigen Augenbrauen. Er trug Beinkleider und Hausmütze eines Nationalgardiſten; den Rock hatte er abgelegt, und die zurückgeſtülpten Hemdärmel zeigten nervige Arme, zum Dreinſchlagen geübt und ſtets bereit. Dieſer Mann war eine Wachsfigur. Erfahren Sie vorher, daß man hier ſeit einem Jahre die abgenutzten, altherkömmlichen Wachsfiguren vervollkommnet hat. Durch mechaniſche Vorrichtung hat man ihnen Bewegung gegeben; ob allen, oder nur denjenigen, die außer den Buden zum Anlocken ſtehen, weiß ich nicht, da ich nie in eine ſolche eingetreten. Der Mann, von dem ich ſpreche, der Muſter-Franzoſe, ſtand,

so wie ich ihn beschrieben, mit verschränkten Armen unter einem kleinen Zelte, dessen Inneres eine Landschafts-Dekoration vorstellte. Es war eine Felsengegend, im Hintergrunde das Thor einer Stadt oder eines Dorfes. Der Mann schien aus der Fremde in die Heimath zurückgekehrt zu seyn. Jetzt erhob er den Kopf und sah sich im Vaterlande umher. Trauer und Schmerz, Zorn und Verachtung malten sich in seinen schwarzen Augen. Jetzt senkte er Kopf und Blick zur Erde, und eine Bewegung des Mitleids zuckte ihm durch Arme und Schultern; leise und trübe, wie der Schatten einer Wolke. Doch, hat vielleicht meine Phantasie das alles in den Mann hineingedichtet, oder mein Spott hineingelogen? Nein, nein. Ueber seinem Kopfe hing eine Tafel, worauf mit großen Buchstaben: France geschrieben war. Hätte Louis Philipp dieses trauernde Frankreich von Wachs gesehen, es wäre ihm durch Mark und Bein

gedrungen — oder er wäre kein Mensch, und dann wäre nichts Menschliches von ihm zu fordern. Ich aber schämte mich meiner Rede aus Worten. Wäre sie geschrieben gewesen, hätte ich sie verbrannt; da sie nur gedacht war, warf ich sie in den Lethe.

Donnerstag den 22. December.

Guten Morgen, ob Sie es zwar nicht verdienen. So herumtergebracht haben Sie mich, so demüthig haben Sie meine Hoffnung gestimmt, daß ich nicht einmal heute einen Brief erwarte, ob es zwar der sechste Tag ist, daß ich Ihren Letzten erhalten.

Also mein Eduard hat Ihnen so sehr gefallen, daß Sie ihn umarmt haben? Der glückliche Eduard! Er ist jünger als ich.

In der Münchner Hofzeitung wurde gestern wieder einmal geraffelt. Ich glaube, man sieht

die deutſchen Leſer für Vögel an. Ach, daß es nicht wahr wäre! Es iſt zum Erſtaunen, wie gemein und ſchlecht jenes Ariſtokraten-Manifeſt wieder geſchrieben iſt. Es ſcheint, die Miniſter dort laſſen ihre Kriegs-Artikel von ihren Köchen verfertigen. So ſehr hat die Macht allen Kredit verlohren, daß ſich nicht einmal ein Worttröbler findet, der, die Armuth ihrer Geſinnung zu bedecken, ihnen auf einen Tag einen anſtändigen Rock leiht. Wie habe ich es diesmal getroffen, wie genau habe ich alles vorher berechnet! Es war mir klar, daß es jetzt darauf ankäme, jetzt wo der Kampf in Deutſchland beginnt, kein Juſte-Milieu aufkommen zu laſſen, das die Streitenden trennend, ſich bald dort, bald hier hinneigend, um von beiden Seiten Vortheil zu ziehen, einen ſumpfigen Frieden bildet, der die Luft verpeſtet und nur den quakenden Fröſchen wohl thut. Die Franzoſen haben kein Temperament zum Juſte-Milieu. Was

wir jetzt sehen, ist nur ein künstliches Schaukelsystem, das keine Dauer haben wird. Bald wird das Bret den Schwerpunkt verlieren, und auf der einen oder andern Seite überschnappen. Die Deutschen aber bilden einen gebohrnen Mittelstand. Die schaukeln nicht, sie nageln den Wagebalken fest, schmieden eiserne Klammern darüber, legen noch Felsenstücke darauf, und zu größerer Beruhigung sich selbst mit ihrer ganzen Breite, und solche gutverwahrte, nichts entscheidende Gleichgültigkeit könnte nova manche zehn Jahre überdauern. Darum schien mir gut, meine Gesinnung und deren Ausdruck auf das äußerste zu treiben, um meine Gegner zu verleiten, daß sie das nehmliche thun. O ganz prächtig ist mir schon mancher in die Falle gekommen! Es giebt keinen besseren Jagdhund, das Lager der Tyrannei aufzufinden, als ich einer bin; ich wittere sie auf hundert Stunden weit. Die Münchner Sau habe ich auch her-

aus geflöbert. In meinen Briefen ereiferte ich mich darüber, daß kein Deutſcher in Paris an den Kämpfen der Julitage Theil genommen. Von den deutſchen Handwerksburſchen, bemerkte ich, wundre mich das nicht. Dieſe hätten bei Freiheit und Gleichheit nichts zu gewinnen; denn während ihrer Jugend dürften ſie betteln, und im Alter die Zunfttyrannen machen. Das machte den bairiſchen Diplomaten-Lehrjungen den Kopf verlieren, und er ſchrie auf: Seht Ihr, ſeht Ihr, wie thörigt Ihr ſeyd mit Eurer Staatsreform? Seht Ihr, wie die Zunftverfaſſung gedankenloſe, folgſame, leicht zu regierende Unterthanen bildet? Und Ihr wollt die Zünfte aufheben? .. So haben ſie früher nicht geſprochen. Das Zunftweſen war der Herrſchſucht immer lieb geweſen; aber ſie vertheidigten es mit ſchönen Worten von Bürgerwohlſtand, Flor der Gewerbe; das Geheimniß ihrer ſchlauen Staatskunſt verriethen ſie nie dem

Volke. Ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe noch andere Geschichten erzählen, wie ich durch Feuer und Rauch die verborgene Schelmerei aus ihrer Höhle hervorgelockt. Die ministerielle Klatsch-Liese in München, um meine Ehre zu verdächtigen, um meinen Muth herabzusetzen, erinnert mich an einen „gewissen Vorfall auf dem Frankfurter Komödienplatz" und meint, es käme mir nicht zu, den Deutschen ihre Feigheit in Paris vorzuwerfen. Wenn man etwas beschämendes von mir wußte, warum erzählte man denn den Vorfall nicht? Sollte man etwa auf eine alte Geschichte mit dem Schauspieler Heigel anspielen? Aber damals hat sich das Christenthum sehr hundsvöttisch benommen; ich aber habe mich als tapferer Makkabäer gezeigt. Jude, Jude! das ist der letzte rothe Heller aus der armseligen Sparbüchse ihres Witzes. Aber nach allem, ich wollte, es gäbe mir Einer die drei Louisd'or zurück, die

ich für mein Christenthum dem Herrn Pfarrer verehrt. Seit achtzehn Jahren bin ich getauft und es hilft mich nichts. Drei Louisd'or für ein Plätzchen im deutschen Narrenhause! Es war eine thörigte Verschwendung.

Freitag den 23. December.

Gestern bin ich gestört worden, den Brief zu endigen und abzuschicken, wie ich es gedachte. Erstens, durch Ihren prächtigen fünfseitigen Brief. Dann gestört durch einen Brief, den ich gleichzeitig von Campe erhielt; dann durch überschickte Zeitungen; dann durch einen andern Zeitungs-Artikel aus Deutschland, den man mir mitgetheilt; endlich durch die Bewegung, die das alles in mir hervorgebracht. Es war eine freudige Bewegung, das schwöre ich Ihnen. Es geht ja alles

herrlicher, als ich zu träumen gewagt. Wenn Sie hoffen, die Nachricht von der Entziehung meiner Pension würde ich nicht als eine persönliche Sache ansehen, sondern es zum großen Ganzen rechnen — lassen Sie meinem Herzen Gerechtigkeit wiederfahren. Nicht genug Gerechtigkeit lassen Sie aber meinem Kopfe wiederfahren, wenn Sie glauben, ich würde das zu den Unglücksfällen dieser trüben Tage zählen. Es ist ja keine Niederlage, es ist ein Sieg der guten Sache. Kann mir denn etwas willkommener seyn, als daß ich ihre Leidenschaft entflammt, sie dahin gebracht, in ihre hölzerne mechanische Tücke Blut und Leben zu bringen, und aus glühendem Hasse zu thun, was sie früher nur mit eiskalter Politik begangen? Die Frankfurter Regierung hatte gar nicht das Recht, mir Pension zu entziehen; denn nicht sie, sondern die deutsche Bundesversammlung hatte mir, wie allen

Staatsdienern des Großherzogthums Frankfurt, die Pension zuerkannt. Der Senat glaubte auch gewiß nicht, das Recht zu haben, dachte auch nimmermehr daran, es sich anzumaßen; aber irgend ein Diplomat befahl, drohte vielleicht und der feige Senat gehorchte angstzitternd wie immer. Daß man mir sagen ließ, ich sollte nach Frankfurt kommen, um ein Amt zu übernehmen, das — ich glaube es gern, um meiner Verachtung eine Gränze zu setzen, — war ein Vorwand, um, wenn ich der Einladung nicht folgte, mir die Pension nehmen zu können. Der Senat weiß recht gut, daß noch weniger, als ich mich dazu verstünde, in Frankfurt ein Amt zu bekleiden, er sich dazu verstehen würde, mir eins zu übertragen. Das glaube ich. Aber nimmermehr kann ich glauben, daß man mich nach Frankfurt hat locken wollen, um mich der Rache Oesterreichs oder Preußens auszuliefern. Es wäre zu schänd-

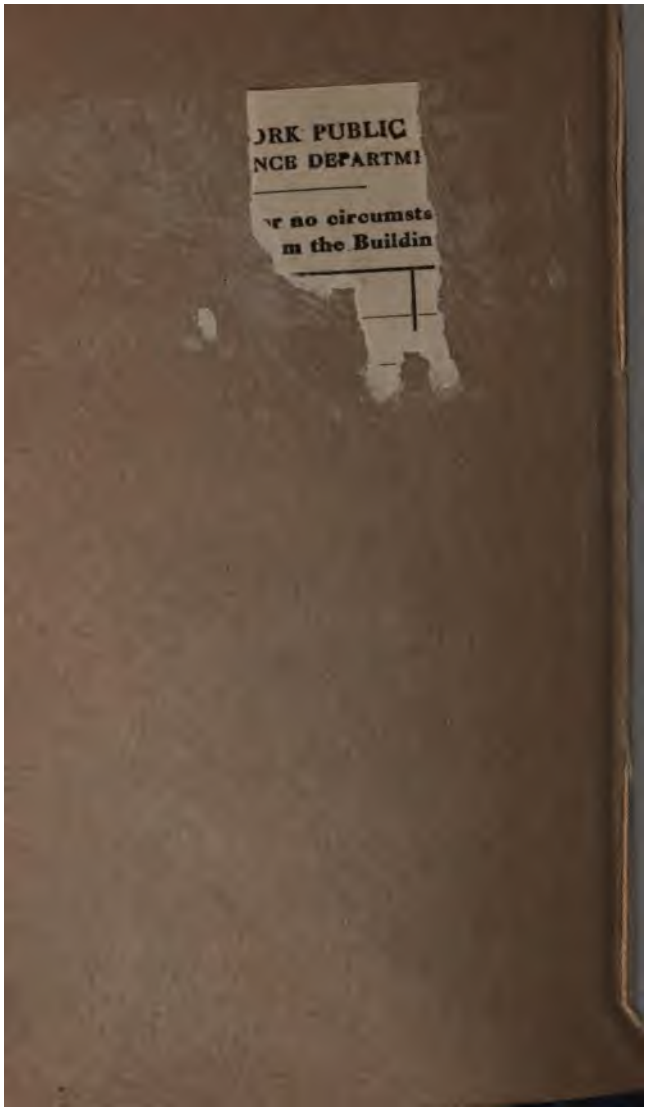
lich, zu niederträchtig! Daß Herr von Quaita gleich nach Erscheinen meiner Briefe geäußert, man werde mir meine Pension entziehen, das war natürlich. Er konnte es früher wissen, als der Senat, denn er ist das Sprachrohr der lispelnden Diplomatik, und was man in Wien flüstert, schreit er den alten Bürgern im Römer zu. Den Senator von Heiden, ich kenne ihn. Ja ich sehe ihn roth werden; er ist ein edler Mensch. Ich selbst erröthete darüber, ich, den doch die Schandthat getroffen, der sie nicht begangen. Ruhen lassen will ich die Sache gerade nicht. Helfen wird mir keine Klage; der Bundestag, der hier entscheidet, ist selbst Parthei. Zuerst wäre abzuwarten, daß mir der Senat ein Dekret seines Beschlusses zukommen läßt. Reden Sie mit *** darüber, ob ein solches zu erwarten, wenn nicht, wie ich eine solche Mittheilung erzwingen kann. Er möge mir auf jeden Fall eine

Vollmacht zum Unterzeichnen ſchicken, dann wollen wir uns darüber beſprechen. Die Sache ſoll öffentlich werden, das iſt meine gute Abſicht. Zu gewinnen iſt unmöglich. Wenn die Frankfurter Advokaten etwas in Maſſe für mich thäten, ſo wäre es ſchön; aber ich hoffe es nicht. Wenn es R. gut findet, will ich einen offenen Brief an die Advokaten drucken laſſen, und ihn nach Frankfurt ſchicken. Ich muß aber darin ſprechen dürfen auf meine Weiſe. Das, fürchte ich, ſchüchtert ihren guten Willen zurück. R*** Rath werde ich auf keine Weiſe in dieſer Sache verſchmähen, ſobald er mir nur frei läßt, meine Angelegenheit an die allgemeine zu knüpfen. Für meinen perſönlichen Vortheil allein habe ich eine ſchwache Zunge und eine ſtumpfe Feder. — Die Angſt für mein Naſſauer Geld iſt lächerlich. Wie können Sie denken, daß ein Staat aus einer kleinlichen Rache ſeinen ganzen Kre-

dit umstoßen solle? Aber Euere Furcht ist bezeichnend genug. Wie weit muß es in Deutschland gekommen seyn, daß man solche Gewaltthätigkeiten für möglich hält?

Aus Campe's Brief theile ich Ihnen in meinem Nächsten einiges mit. Heute nur, so viel das Papier verstattet. Menzel schrieb ihm: „Sie werden meine in diesen Tagen erschienene Kritik der Börneschen Briefe erhalten. Kein Verbot, keine Winkelkritik, wird je im Stande seyn, Börne den wohlverdienten Lorbeerkranz zu entreißen. Sein Genie sichert ihm für alle Zukunft eine der ehrenvollsten Stellen unter den ersten unserer Literatur. Sein edles Zornfeuer macht ihn jedem wahren Patrioten im höchsten Grade achtungswerth. Selbst das frivole Hundegebell, das sich gegen ihn erhebt, ehrt ihn, und die Nachwelt wird es erkennen."

In einem neuen Zeitungs-Artikel gegen meine Briefe heißt es unter andern Merkwürdigkeiten: ich wäre erboßt gegen alle Leute von Rang und Stand, weil ich selbst kein Hofrath wäre; erboßt gegen die Reichen; weil ich arm sey; erboßt gegen die Fürsten, weil ich keine Hoffnung hätte, je selbst ein Fürst zu werden. Ist das nicht himmlisch? Reden Sie. Ich arm? Ist mein Herz allein nicht eine Million werth? Ich lege die ganze Million zu Ihren Füßen. Verschmähen Sie sie nicht; ich kann doch noch einmal Fürst werden. In Versteigerungen kauft man oft die kostbarsten Sachen um weniges Geld.


ORK PUBLIC
NCE DEPARTMI
r no circumsts
m the Buildin